



Sächsische

36 4°

1670

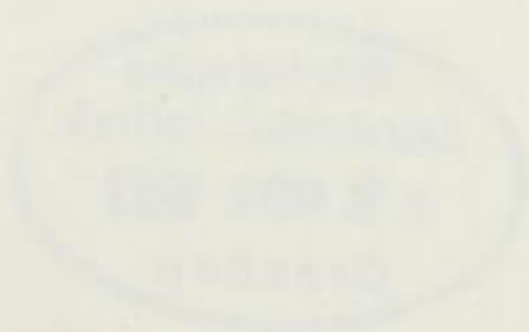
Landesbibl.

SCHATZSUCHER

LOTHAR KEMPE / RICHARD PETER JUN.

SCHATZSUCHER

SACHSENVERLAG DRESDEN 1962





Sächsische
Landesbibliothek
* 9. NOV. 1962
Dresden

DESHALB
HABEN WIR UNS
DAS ZIEL
GESTELLT,
AUF
SOZIALISTISCHE
WEISE
ZU ARBEITEN,
ZU LERNEN
UND
ZU LEBEN

„Was sind das bloß für Frauen? Haben keine Ahnung von Liebe. Gottverdammich, eine Brigade ist kein Eheberatungsinstitut, aber kümmern müssen wir uns darum, das ist klar.“

Spannungen

Nennen wir sie Margot und schauen wir sie uns an, wie sie im Abendschnellzug nach Leipzig uns gegenüber sitzt. Eine anziehende junge Frau, schätzungsweise zweiundzwanzig. Das hellgraue Wollkleid paßt gut zu ihrem kastanienbraunen Haar und zu der frischen Gesichtsfarbe. Im Gepäcknetz über ihr liegen ein großer Koffer und eine schottisch gemusterte Tasche, in der ein Büschel Kiefernzweige mit Zapfen steckt. Wir kamen ins Gespräch. Dabei stellte sich heraus, daß sie ebenfalls nach Bitterfeld fuhr, wo ihr Mann arbeitete. Und mehr noch: daß ich ihren Mann, einen Halleningenieur aus dem Aluwerk des Elektrochemischen Kombinats, gut kannte. Sie erinnerte sich, daß er ihr von unserer Bekanntschaft erzählt hatte. So fühlten wir uns in unserem Abteil nicht mehr fremd, während draußen die märzlich leere Felderlandschaft immer mehr eindämmerte.

So also sah die junge Frau des Ingenieurs Simon aus. Eigentlich noch frischer, noch sympathischer als auf dem Bild, das ihr Mann mir gezeigt hatte. Er bewohnte ein Zimmer im Gästehaus des Werkes. Manchmal trafen wir uns unten im Gastzimmer, und dann kam die Rede bisweilen auf seine Frau, die im Erzgebirge zu Hause war und dort noch wohnte. Er sprach sehr liebevoll über sie, vertraute mir aber auch eine große Sorge an: Sie weigerte sich, nach Bitterfeld zu ziehen.

Vor einem dreiviertel Jahr, bevor er seine Stellung im Kombinat antrat, hatten sie geheiratet. Es war Juli, Ende Juli des vorigen Jahres, kurz nach der Hochzeit, als sie ihn zum ersten Mal nach Bitterfeld begleitete. Er hauste auch damals schon im Gästehaus, weil es schwierig war, eine passende Wohnung zu finden, überhaupt eine zu bekommen. Sie war also angekommen, und von seinem Zimmer aus entdeckte sie im Hof einen Birnbaum, der in dieser Jahreszeit schon im Juli die Blätter verlor. An den fast kahlen Zweigen hingen winzige, verkrüppelte Früchte. Dahinter lag ein umzäuntes Gartenstück, aber die Hecke war braunfleckig, und das Gras hatte ein silbriges Aussehen.

Als sie ein Fenster öffnete, drang ein beizender Geruch herein, der sie zum Husten reizte. Schnell schloß sie das Fenster wieder. Er tröstete sie, nur bei Westwind sei das so, der treibe Abgase heran. Sie zählte die Fabrikschornsteine, die man allein nach Norden zu in Richtung Wolfen erblickte, siebzehn, achtzehn Schloten. Sie blickte den tiefhängenden Wolken nach, sah dann aber, daß es kein Gewölk, sondern Rauch

war, der von den hohen Schornsteinen in den Himmel abzog. Links stand ein einzelner hoher Schornstein, der braune Schwaden ausstieß, die giftiggelb verwehten. Wie böse das aussah!

Vor allem der Baum, der schon im Sommer kahl wurde, zog ihren Blick immer wieder an, und entsetzt fragte sie, sie wolle einmal Kinder haben, ob die hier leben sollten?

Alle Versuche, sie umzustimmen, führten zu nichts. Sie blieb trotzig, sträubte sich, ihm hierher zu folgen. Die kleine Fichte – sie behauptete, nicht gedeihen zu können im Bitterfelder Boden. Und so war es seitdem geblieben. Abwechselnd aller vierzehn Tage besuchten sie sich übers Wochenende. In Schellerhau besaß ihre Mutter, mit der sie zusammenwohnte, ein kleines Haus, in dem zwei Zimmer an Feriengäste vermietet wurden. Das war die kurze Geschichte ihrer Ehe, die mir ihr Mann anvertraut hatte.

Natürlich durfte ich ihr das nicht sagen. Deshalb fühlte ich mich, während ich ihr gegenüber saß, in meiner Mitwisserrolle unbehaglich, etwa so, als hätte ich ein Ehepaar bei seinen Gesprächen belauscht.

„Haben Sie“, so weit glaubte ich gehen zu dürfen, „haben Sie in Bitterfeld inzwischen Wohnung gefunden?“ Sie antwortete, etwas zu sehr nebenbei: „Nein.“

Hinter Leipzig, nachdem wir in den Dessauer Personenzug umgestiegen waren, wurde auf jeder Station gehalten; kleine Ortschaften, die Neuwiederitzsch, Rackwitz, Zschortau hießen. Arbeiter und Arbeiterinnen, die zur Nachtschicht oder nach Hause fuhren, stiegen zu. Auf den Nebengeleisen standen viele Kesselwagen und Waggons, mit Braunkohle, Säuretöpfen oder naßglänzenden Rohren beladen. Ein dünner Regen hatte eingesetzt und strich durch die trüben Lichtglocken des Bahnhofsgeländes.

„Kennen Sie Schellerhau?“ fragte sie unvermittelt.

Und ob! Ihre Frage beschwor gleich eine ganze Menge schöner Erinnerungen in mir herauf, und ich erzählte einige. Ihr zuliebe machte ich es ein wenig auf romantisch. Sie quittierte es lächelnd, ein schwaches, bestätigendes Lächeln.

Plötzlich aber wandte sie ihr Gesicht ab und blickte durchs Fenster in die Dunkelheit. Ihre Augen zeigten mit einem Mal einen abweisenden Ausdruck. Im gleichen Moment besann ich mich, wie dumm es von mir war, mit dieser Hymne auf ihre grüne Heimat anzufangen. Damit goß man nur Wasser auf die Mühle.

Klar, Bitterfeld hatte keine Gebirgsluft. Aber wie lange würde ihr Mann sich das ansehen, den sie seit einem dreiviertel Jahr in seinem einen Raum im Gästehaus hocken ließ, der ihr von Besuch zu Besuch nachgab und in hilfloser Verzweiflung auf ihre Einsicht hoffte? Er hatte mir manches erzählt, woraus ich schloß, wieviel sie sich einander bedeuteten. Im Betrieb hatte ich Ingenieur Simon als einen energischen, erfolgreichen Menschen kennengelernt, der ganz in seiner Arbeit aufging – vielleicht zu sehr. Was meinte er dazu? „Ich bin ratlos“, hatte er mir einmal gestanden, mit zu viel Gleichmut nach meinem Empfinden.

Indessen saß sie, einsilbig geworden, mir gegenüber, eine junge, natürliche Frau, eine jungverheiratete Frau, die sich über hundertfünfzig Kilometer hinweg mit Kiefernsträuben abschleppte. Vielleicht waren es gar nicht die verkrüppelten Birnen und braunfleckigen Hecken allein, die sie abschreckten. Womöglich gab es andere Gründe. Hatte vielleicht nur Angst, weil sie plötzlich in einer anderen Welt leben sollte, in

der sie keine Erfahrungen hatte. Obwohl es kaum denkbar war, daß ein junger Mensch von heute davor zurückschreckt.

Es hörte auf zu regnen. Der Horizont wurde um einen grauen Schein heller. Aber die Landschaft wurde davon nicht einladender. Schwarze Halden zogen vorbei. Weit und breit Abraumgruben und -halden der Braunkohle. Auf den Grubensohlen schimmerten Grundwassertümpel. Jetzt zeichnete sich die Konstruktion eines Abraumbaggers riesenhaft und schwarz gegen den Himmel ab; die Führerkabine war erleuchtet, und ein Scheinwerfer fraß sich voraus. Es wurde Zeit, sich die Mäntel anzuziehen.

Als der Zug in Bitterfeld einfuhr, erkannten wir ihren Mann gleich in der Menge auf dem Bahnsteig. Seine hagere Gestalt überragte alle. „Uff!“ sagte er, als er den schweren Koffer anhob. „Wie bist du mit diesem Doppelzentner fertig geworden? Ich habe ein Taxi draußen.“ Mich fragte er: „Steigen Sie mit ein?“

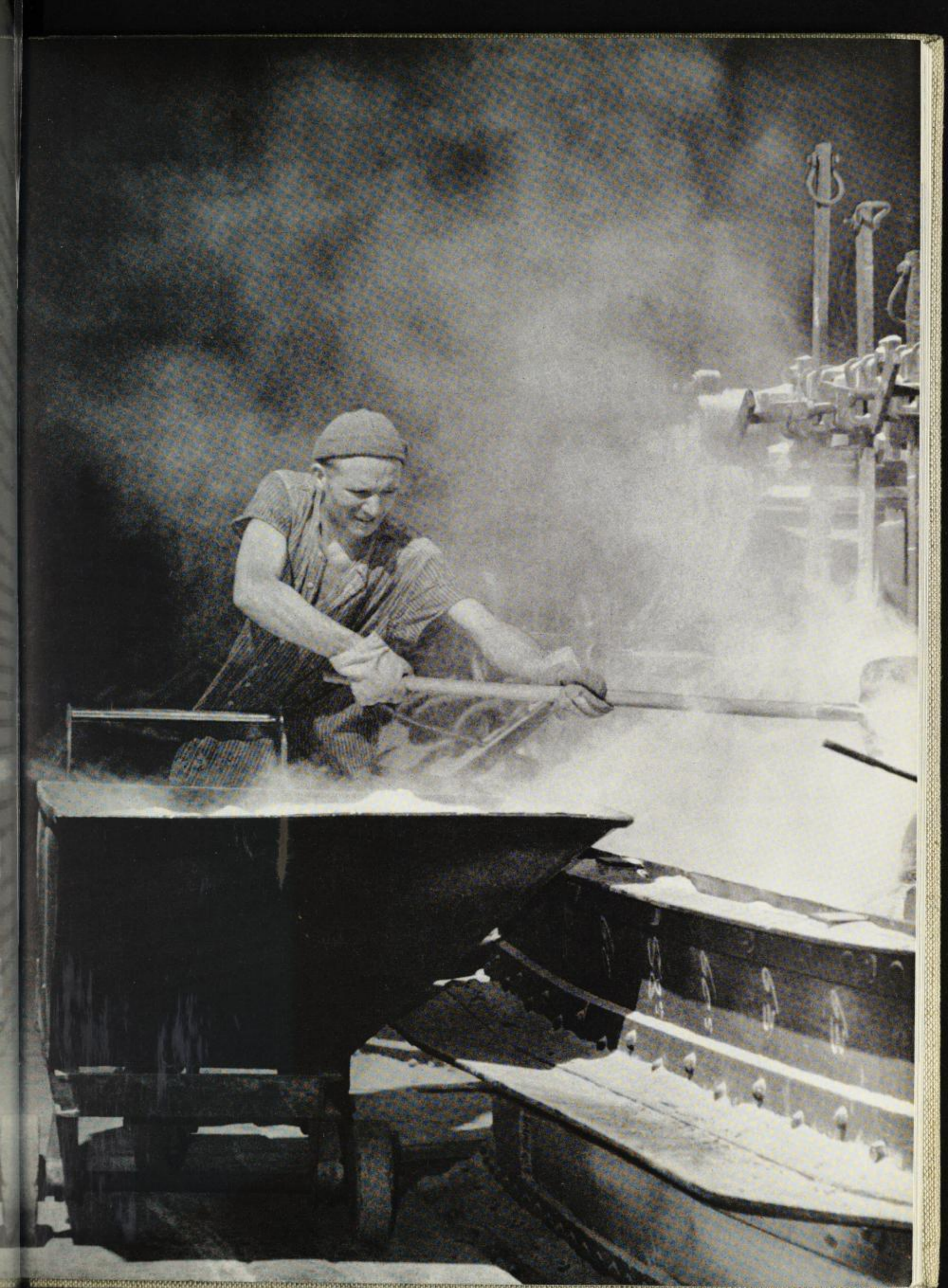
Ich sah sie glückstrahlend an seiner Seite stehen, den Kopf an seine Schulter gelehnt. Ich log, ich müsse noch etwas Dringliches erledigen. Innig, Arm in Arm, strebten sie der Sperre zu.

Blödsinn, dachte ich, ihnen nachblickend, sich in einem solchen Fall den Kopf zu zerbrechen. Über kurz oder lang renkt sich das von allein ein.

Aber es gab Leute, die anders darüber dachten. Was Ingenieur Simon mir bisher verschwiegen hatte und was ich tags darauf erfuhr, war, daß sich die Brigade in letzter Zeit mit seiner Ehesituation beschäftigte. Erst neulich, als Simon an einem Montagmorgen nach einem Besuch bei seiner Frau um zwei Stunden verspätet in den Betrieb kam, weil ihm der Anschlußzug davongefahren war, hatte Schichtmeister Kandler zu ihm gesagt: „Nehmen Sie es mir nicht krumm. Eine Brigade ist kein Eheberatungsinstitut. Aber auf die Dauer ist das kein Zustand. Wir kümmern uns zum Beispiel um eine Wohnung für Sie, aber in Wahrheit sind Sie nicht dahinter her. Heute früh waren in der Halle die Schaltwerte nicht rechtzeitig zur Stelle. Dafür sind Sie als Halleningenieur verantwortlich. Sie wissen am besten, wieviel davon abhängt, daß die Kumpel täglich rechtzeitig wissen, mit welcher Spannung sie fahren. Warum war Ihre Frau nicht schon einmal bei uns im Betrieb?“

Es ist Sonntag, der Tag bricht trüb und windig an. Ich weiß nicht recht, was ich anfangen soll. Man könnte zum Frühschoppen in den Kulturpalast gehen, es gibt Budweiser und Blasmusik, aber schon morgens möchte ich nicht im Lokal sitzen, zumal ich erst gestern zum Abendbrot dort war.

Ingenieur Simon und seine Frau waren auch dagewesen, zusammen mit dem Schichtmeister Walter Kandler, dem Anlagefahrer Leschgold und deren Ehefrauen. Sie hatten auf Kanders Anregung hin einen Wochenendspaziergang über Niemeck in Richtung Dübener Heide gemacht. Ihre Gesichter waren vom Märzwind noch gerötet. Kandler, der sonst älter aussah, hatte seine fünfunddreißig Jahre fast wieder. Alle prahlten sie mir gegenüber mit ihren zwölf Kilometern Marsch, erzählten von Äckern im Saatgrün, von in Wegfurchen blinkenden Pfützen und wie sie sich gegen den Wind hatten stemmen müssen. Viel Haubenlerchen gäbe es hier, meinte Margot. Ich fand es taktvoll von ihr, daß sie das spröde Flachland nicht mit ihrer malerischen Heimatecke zu vergleichen begann.



Sie saß zwischen ihrem Mann und Frau Kandler, einer neunundzwanzigjährigen, mütterlich aussehenden Frau, und war guter Laune. Offensichtlich fühlte sie sich wohl in der Runde, die eine für sie ungewohnte Zusammengehörigkeit atmete, und die Freude darüber, daß ihr Mann solche Gefährten besaß, war ihr vom Gesicht abzulesen. Sie wußte, daß gerade Kandler ihrem Mann, als er im Werk begann, viel geholfen hatte, sich in die betriebliche Praxis rasch einzuarbeiten und das Vertrauen des Brigadekollektivs zu erringen. Aus den Gesprächen hörte sie heraus, wie die Frauen an der Arbeit ihrer Männer teilnahmen, weil auch sie in das Leben der Brigade einbezogen waren und deshalb mitreden konnten. Ich beobachtete Margot, wie sie dann aufhorchte und die so anderen Frauen halb neugierig, halb verlegen ansah, es aber vermied, den eigenen Mann anzublicken. Der saß, groß und hager, das Haar vom Wind noch wirr, neben ihr und trank in kleinen Schlucken den italienischen Wermut, den man nach dem Abendessen bestellt hatte, und lächelte gelassen über den Tisch; viel redete er nie; für einen Dreißigjährigen ein wenig zu phlegmatisch, nach meinem Geschmack.

„War doch heute nicht häßlich, wie?“ sagte Kandler zu Margot; er stellte ihr schon zum dritten oder vierten Mal die gleiche Frage.

„Nein, wirklich, mir hat es gut gefallen“, bestätigte sie immer wieder, aber in ihrem Blick lag eine Spur von mildem Spott, der ausdrückte, ich durchschaue dich. Sicher glaubte sie, man habe den ganzen Ausflug unternommen, nur um sie kleinzukriegen.

Teils hatte sie recht. Doch wenn sie meinte, es ginge allein um ihre Person, irrte sie sich. Ihm, Kandler, Schichtmeister einer sozialistischen Brigade, ging es zuerst um ihren Mann, der wie er Mitglied der Brigade war, Kollege und Kampfgefährte. Schon gegen neun Uhr war man aufgebrochen, weil Kandler und Leschgold Sonntagsschicht hatten. Es war ein schöner Abend gewesen.

Ich beschließe, einen Sprung zu ihnen hinter in die Halle zu machen, verlasse mein Zimmer und gehe die Zörbiger Straße hinunter.

Ringsum, in allen Himmelsrichtungen, qualmen Schlote, dampfen Kühltürme. Die Arbeit ruht nicht, nie, weder nachts noch feiertags. Das Blut des Elektrochemischen Kombinats ist Strom. Weder für die Turbinen in den Kraftwerken noch für die Bäder in den Elektrolysehallen darf es Stillstand geben, an keinem Tag des Jahres.

Nur die Werkstraßen liegen heute unbelebter da als an Wochentagen. Auch als ich die Halle betrete, empfängt mich eine Stimmung von Sonntäglichkeit, obwohl die Schmelzer wie alle Tage ihre Öfen fahren und die Öfen wie alle Tage ihre Gluthitze schmeißen.

Heute aber knattert kein Lufthammer von den Reparaturmaurern, da kurven keine Eidechsen der Transportbetriebe durch die Halle, da ist keine Diskussion mit einem Ingenieur, da kommt weder ein AGL-Vorsitzender noch ein APO-Sekretär, da läßt sich kein Redakteur einer Zeitung blicken noch sonstwer, da sind sie unter sich.

„Guten Morgen, Jackie!“

Jakob alias Jackie feixt, sooft er mich sieht. Offenbar gibt es ihm Spaß, wie ich bei ihnen als Schatzsucher zwischen den Elektrolyseöfen umherstreife und mir stiebenden Bauxit und Schicksale um die Nase wehen lasse. Zwanzig Jahre ist er alt. Seine hübschen dunklen Augen strahlen aus dem von Tonerde gepuderten und von Schweißbrinnsalen durchzogenen Gesicht. Bestimmt haben sie gestern nicht weniger gefunkt beim Tanz in Sandersdorf. Jackie ist „dicke da“, wie sie zu sagen pflegen. Das war nicht immer so. Er hatte lange an der Peripherie des Kollektivs gelebt. Vor einem Jahr noch fehlte er bei mancher Nachtschicht. Er hätte ein Mädchen kennengelernt, mit dem ginge er aus, ließ er kurzerhand durch einen Kollegen bestellen. Und das dreimal in einem Mai. Als die Brigade ihm den Kopf zurechtrücken wollte, erklärte er seinen Austritt, aber die Brigade nahm den Kampf gegen Jakobs Mai auf und – gewann ihn. Sie gewann Jakob zurück, und seitdem ist er ein zuverlässiger Ofenmann, mit beiden Beinen im Kollektiv, „dicke da“, und seitdem nennen sie ihn wieder zärtlich „Jackie“.

Ob er Kandler gesehen habe, frage ich ihn. Ja, vor kurzem sei er hinten in der Halle gewesen.

Am hinteren Hallenende, wo der Luftzug am schwächsten und demzufolge die Temperaturen kaum erträglich sind, treffe ich den neunzehnjährigen Siegbert vor seinem Ofen an. Paul, sein „Spanner“, mit dem er die drei Schichtöfen bedient, ein schon älterer Schmelzer, ist vorn ans Hallentor gegangen, um Luft zu holen. Sooft es die Arbeit erlaubt, flüchten die Ofenleute für einige Augenblicke aus der Glutspäre der Bäder an die offenen Fenster, noch lieber zu dem weit offenen Hallentor. Hier steht Selterswasser. Hier gibt es Luftzug, der die überhitzten Körper abkühlt. Hier fallen beiläufig ein paar derb-herzliche Worte, die in Sekunden mehr Aufmunterung einflößen, als alles Selterswasser, aller Luftzug zusammengenommen. Aluminium gehört zu den leichten Metallen; aber die Arbeit, Aluminium aus Tonerde herzustellen, ist schwer.

Auch Siegbert kann mir nicht sagen, wo Kandler sich im Augenblick aufhält.

Das verwaschene Baumwollhemd steht ihm bis zum Nabel offen, die breite Brust ist schweißnaß. Unterhalb eines offenen Fensters stehend, beobachtet er die Schmelze.

Siegbert ist Jugendmeister in irgendeiner Schwimmdisziplin; ich habe vergessen in welcher. Daraufhin wurde er als Schwimmeister im Bad der Chemiewerker angestellt. Dort hatte er, war der Sommer vorbei, nicht viel zu tun, aber ein paar lose Planken festzunageln und Kabinettüren zu streichen gab es immer, das hätte ihm als gelernten Maler Freude gemacht und damit hätte sich der Winter ganz schön herumbringen lassen. Seine Mutter arbeitet ebenfalls im Aluminiumwerk. Von ihr hörte er eines Tages, daß die Hallen unterbesetzt sind und die Schmelzer hart darum ringen, ihren Plan zu erfüllen. Aus eigenem Antrieb entschloß sich der junge Genosse, die Kumpel zu unterstützen. Seitdem arbeitet er hier. Noch ehe ich diese Geschichte kannte, war er mir aufgefallen, mit welcher freudiger Energie er seine Öfen fuhr.

Endlich finde ich Kandler in der Meisterstube, wo er vor seinem Pult sitzt und – wie immer verspätet – Frühstück macht. Das heißt, er ist gerade fertig damit. Die geleerte Milchflasche, die Stullendose und was sich an Kram auf seinem Platz ansammelt, das hat er beiseite geschoben, und vor ihm aufgeschlagen liegt



Von ihnen aus erging der Aufruf an alle Brigaden unserer Republik, in den Kampf um den ehrenvollen Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit“ einzutreten

das Brigadetagebuch seiner Schicht. Er will rasch ein paar Gedanken zu Papier bringen. Sonntags kommt man noch am ehesten dazu; morgen braucht Senger, der Jurastudent aus Halle, der bei ihnen sein praktisches Jahr macht, das Buch, um eine Produktionsberatung einzutragen, an der der Werkleiter teilnehmen wird, und da sind interessante Auseinandersetzungen zu erwarten.

Von der Tür her sehe ich ihn über das Buch gebeugt, die nackten Arme aufgestützt und nachdenklich mit dem Tintenkuli gegen die Unterlippe tippend. Als ich eintrete, dreht er sich herum und sagt: „Du kommst mir wie gerufen.“ Darauf macht er den Stuhl neben dem Pult von einem Stoß Betriebszeitungen frei. „Setz dich! Ich hätte nämlich grade eine Frage.“

Eine halbe Tagebuchseite ist schon beschrieben, zuletzt steht ein angefangener Satz da, der lautet: „Sie hat ...“ Offenbar kommt er hier nicht weiter.

„Ich suche nämlich ein bestimmtes Wort“, fährt er fort, eine senkrechte Furche in der Stirn. „Wie nennt man das, wenn jemand nicht über seinen Schatten springen kann und anderen und sich selbst etwas vormacht. Rückendeckung oder so ähnlich ...“

„Rückendeckung“, erwidere ich, „Rückendeckung würde ich eher sagen, wenn einer zum Beispiel zu feig ist, eine Verantwortung allein zu tragen, und sich den Rücken sichert, meist nach oben hin.“

„Nein, das meine ich nicht.“ Wieder zieht er die Brauen heftig zusammen.

Wir überlegen weiter.

„Oder Selbsttäuschung? Von wem ist überhaupt die Rede?“ frage ich ihn.

„Von Simons Frau“, sagt er. „Gestern auf unserem Spaziergang habe ich sie mal bißchen ins Gebet genommen, als wir ein Stück hinter den anderen zurückblieben. Sie ist doch nicht die erste Frau, die eine Abneigung gegen unser Bitterfeld hat, die sich mit Händen und Füßen sträubt hierherzuziehen. Bei solchen Frauen gibt es nur ein Mittel: man muß sie vor die Entscheidung stellen. Das schafft offenbar ihr Mann nicht.“

„Vorurteile“, schlage ich vor. „Sie hat Vorurteile ...“

„Ja, ja, in dieser Richtung“, erwidert Kandler, trotzdem ist er noch nicht zufrieden. „Gestern ist mir mal wieder richtig klargeworden, wie wenig wir noch immer von den Familien unserer Kollegen wissen. Eine Familie ist ein verdammt komplizierter Mechanismus.“ Und wie zu sich selber, fügt er hinzu: „Morgen will sie uns also besuchen, die kleine bockige Madame.“

Er blickt wieder und wieder auf den unvollendeten Satz - zwei Wörter, die hartnäckig lauern. Dreht den Druckstift zwischen den Fingern, besieht seine Hände. Die Hände sind gewaschen, aber oberhalb der Handwurzel sind die Unterarme von Tonerde grau überzogen.

Dann sieht er wieder hoch und blickt aus dem vorhanglosen Fenster. „Die sind doch nicht lange verheiratet, die beiden. Sie hat eben noch nicht gelernt, wie notwendig die Teilnahme einer Frau an der Arbeit ihres Mannes ist. – Vorurteile ...“, immer noch ist er mit diesem Begriff beschäftigt, „weißt du, damit kann man jemand sehr schnell unrecht tun. Das ist doch ein junger Mensch, der in unserem Staat aufgewachsen ist und

durch unsere Schulen gegangen ist. Sie hat Krankenschwester gelernt und arbeitet in einem Landambulatorium. Soweit geht alles klar. Und wie sie uns gestern die Jugendweihe ihrer Kusine geschildert hat, da hast du doch nichts von Vorurteilen gemerkt.“

Wie ich ihn so dasitzen sehe, die kräftigen, nackten Arme aufgestützt und das starke, schlichte Gesicht nachdenklich zum Fenster gewandt, denke ich nicht mehr daran, wie verwickelt die Ehegeschichte der Simons ist oder nicht ist, sondern weiß plötzlich, sie wird zum Guten geführt werden. Es ging von ihm Sicherheit aus, gütige Kraft.

„Bloß eins ist mir nicht klar“, fuhr er fort, „wer mehr Anstoß nötig hat, er oder sie. Wir jedenfalls müssen für den nötigen Rückhalt sorgen.“ Er hält, von einer Eingebung betroffen, inne, beugt sich wieder über das Buch, überliest halblaut das Geschriebene und schreibt dann weiter: „Sie hat keinen Rückhalt, um sich gegen ihre Abneigung zu stemmen. Auch nicht bei ihrem Mann.“ Dann sagt er: „So. Und morgen werden wir weitersehen.“

Über Nacht ist das Wetter jäh umgeschlagen, und der Montag ist ungewöhnlich warm angebrochen, drückend warm. Sicher wird morgen in der Zeitung stehen, der wärmste Märztag seit zwanzig oder fünfzig Jahren.

Die hochragende Glasfassade des Hexabetriebes, die nach Osten sieht, strahlt die Morgensonne wider. Die Kumpels, denen ich unterwegs begegne, zeigen gutgelaunte Mienen. Drüben der alte Herr, der da läuft, das ist der Verdiente Erfinder Dr. Mros von der Anorganischen Abteilung. Selbst er, der sich sonst stets gesenkten Kopfes durch seine Welt aus chemischen Gleichungen bewegt, hält heute das Gesicht lebensfreundlich der Sonne entgegen.

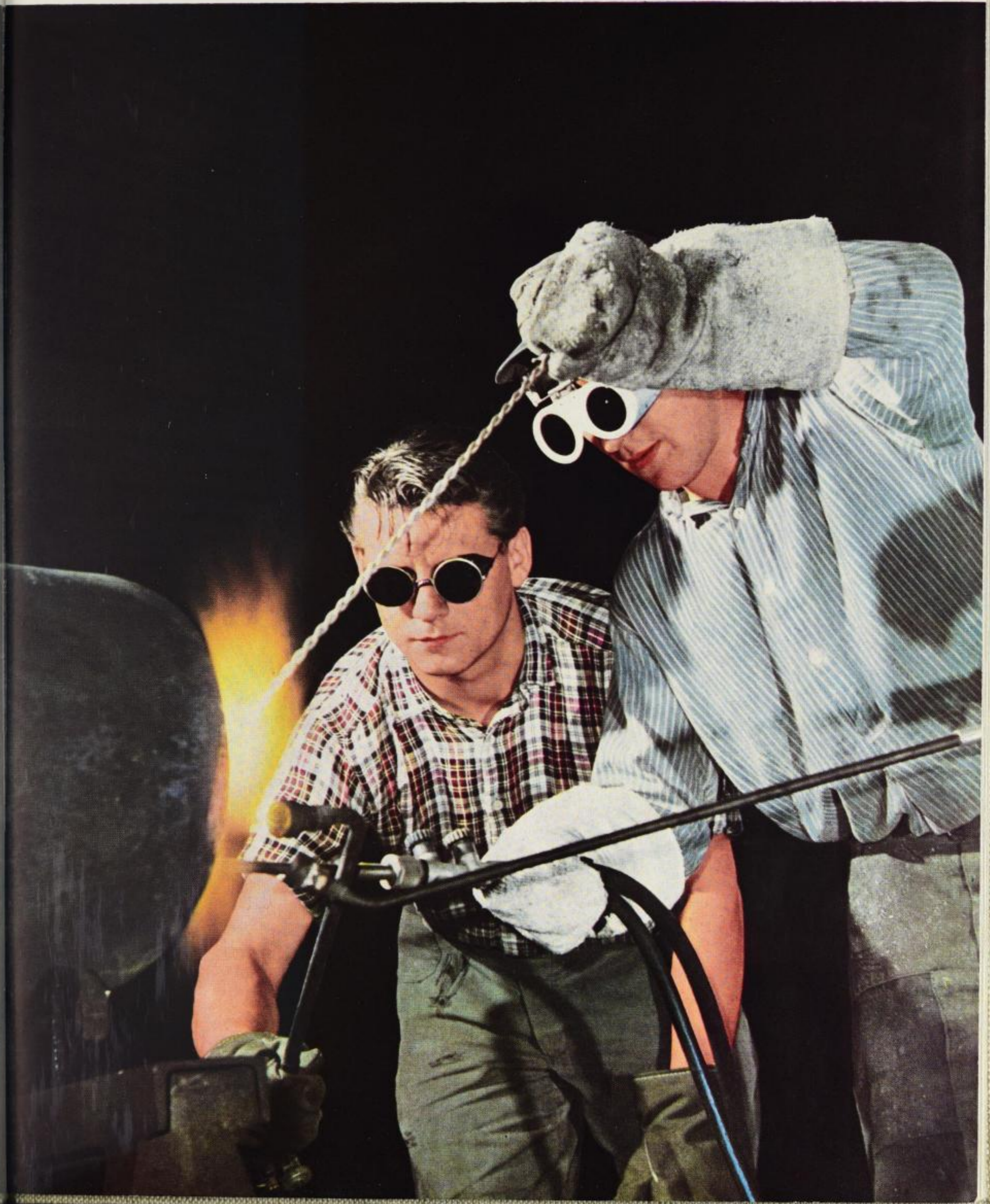
Wie ist das, sind heute nicht auch mehr Diensträder als sonst unterwegs?

Da, wo ich jetzt entlanggehe, hängen quer über die ganze Breite der Werkstraße Warnschilder: „Rauchen verboten! Generatorfahrzeuge halt!“ Auch in diesem Bezirk, der von beizenden Chemiegerüchen erfüllt ist und wo die Arbeiter auf ihren dicken Säurejacken weiße Dreiecke tragen, was bedeutet, daß man sich in ihrer Nähe beileibe kein Zigarettchen anzünden möge, weil sie sofort in Flammen aufgehen können, auch hier also hat sich der Märztag breitgemacht, plötzlich, sonnig, sommerlich. Ich freue mich für sie. Ich freue mich, weil überall Lichtreflexe spielen, um die korrodierten Rohrleitungen, in den Hallenfenstern, um die grauen Kesselwagen und die Säureabfüller, die obendrauf stehen. Und die Aluschmelzer, auch darauf freue ich mich, werden mich heute mit den Worten empfangen: „Endlich mal ein Zuckerwetter!“ Vom ersten, dem ich am Hallentor begegne, bekomme ich statt dessen zu hören:

„Diese verfluchte Wärme!“

Ein junger Schmelzer sagt es, von dem ich erwartet hätte, daß er einen solchen Vorgriff auf den Sommer bejubelt. Sein Gesicht ist schweißüberströmt, fahl, erschöpft. Er trinkt Limonade so hastig, daß das Getränk über die Lippen schwappt und den Hals hinunterläuft. Mit einer Kopfbewegung nach draußen stößt er in einem gereizten Ton hervor: „Das hat uns noch gefehlt!“

Mitglieder einer Reparaturbrigade





Die Aluminiummasseln werden je nach Legierung gekennzeichnet

Zwischen den weißgrauen Hallengebäuden steht wie über einem Schacht unbewegter, blauer Himmel. Ein anderer tritt herzu, auch er verschwitzt, schweratmend, langt ebenfalls nach einer Flasche und meint: „Das ist bei uns so. Wir Ofenleute haben Angst vor dieser frühen Wärme. Da wird der Sommer zu lang. Das halten wir dann kaum durch bei den siebzig, achtzig Grad in der Halle. Weil's dann nicht durchzieht. Da wird der Sommer zu lang.“

Beim Ofen 105 stehen drei andere Schmelzer in einem lebhaften Gespräch zusammen, Kandler mit dabei. Sie lassen sich nicht stören, als ich auf sie zutrete. Ich höre eben mit, wie Kandler, gleich den anderen das Hemd weit offen, den Schmelzer Günter Fuchs fragt: „Dann meinst du also, unser Staat besch... uns?“ und wie dieser aufbraust: „Wir quatschen hier um keinen Liebesroman, sondern reden über Lohnfragen. Und da halte ich mich an das, was schwarz auf weiß in den Vereinbarungen steht. Und drin steht, daß wir weniger Lohn kriegen, wenn wir zu viel Material verbrauchen.“

Günter ist noch nicht lange Mitglied der Brigade, ein ernster, sonst ruhiger Junge, fast nachdenklich, und hält sich bei Diskussionen eher zurück. Doch in dem einundzwanzigjährigen Arbeiter steckt ein geradezu gieriger Wissensdrang. Er will das, was er tut, hört und soll, gründlich verstehen. Wenn ihm etwas nicht einleuchtet, wird er zu einem aggressiven Frager, über den die anderen entweder in helle Freude oder in Weißglut geraten.

„Du siehst die Sache falsch, Günter“, widerspricht ihm Kandler mit seiner sicheren Ruhe, „wir sind keine Paragraphenreiter, sondern Genossen, die ...“

Aber Günter fährt ihm ins Wort. „Solange mir niemand eine klare Auskunft gibt, sehe ich die Sache so, wie ich sie sehe. Bisher haben alle nur darum herumgestottert, der AGL, der Ingenieur, du auch.“

„Deshalb haben wir den Werkleiter zu uns eingeladen. Den kannst du dann gleich fragen.“

„Worauf du dich verlassen kannst.“ Plötzlich drängt er die anderen. „Los, 'ran! Bis dahin müssen wir den Ofen hinkriegen!“

Jetzt erst wendet Kandler sich mir zu. „Heute herrscht Kampfstimmung. Die Montage sind so eine Geschichte bei uns, noch dazu bei heißem Wetter. Übrigens ist unsere kleine Madame schon eingetroffen. Sie sind nach der vorderen Halle gegangen, um ihr das neue Abdrückgerät zu zeigen. Nein, ich muß auch noch mal vor. Also bis dann.“

Der 105er Ofen muß gefüllt werden. Er hat bereits genügend Schmelze gemacht, sie liegt jetzt bei 1100 Grad. Nun müssen die Widerstände entfernt werden, damit der Strom zur Elektrolyse gezwungen wird.

Sechs Mann, auf jeder Seite drei, stehen sie um den Ofen postiert: der Anlagefahrer, der Schichtbrigadier und vier Ofenmänner. Niemand braucht einem zu erklären, warum dieses Stück Arbeit zu den härtesten Anstrengungen in der Halle gehört; man braucht sich nur einmal hinzustellen vor dieses buchstäblich bloßliegende Glutbad. Die Hitze fährt wie mit Flammenwerfern über die Haut. Ich muß einen Schritt zurücktreten, so nahe hielte ich es nicht aus. Und den Hemdkragen auf!

Hinter dem zitternden Hitzevorhang, der das Bad umgibt, sehe ich Ingenieur Simon und seine Frau den Ofengang entlangkommen. Sie bleiben in einigen Schritten Entfernung stehen, und er erklärt ihr, was hier getan wird. Sie schaut zu, verkniffenen Gesichts, aus Augenschlitzen, wie angewidert von den Glutwellen, entsetzt. Über dem ockergelben Kleid trägt sie offen einen blauen Berufsmantel, und sie starrt unentwegt die glutrote Schmelze an.

Zu beiden Seiten des Ofens gehen die gleichen Verrichtungen vor sich. Ein Schmelzer, die Schwamm-
maske vorm Gesicht, springt auf die Zarge, den Ofenrand. Auf unserer Seite ist es Jackie. Unmittelbar an der weißglühenden Schmelze stehend, hängt er in Sekundenschnelle den Flaschenzug in die erste Kohle ein. Springt wieder herunter – nichts als weg vom Ofen und die sengenden Arbeitshandschuhe aneinander geklopft! Sogleich ziehen zwei andere die langen Ketten des Flaschenzugs. Langsam heben sich die schweren Kohlen aus der Schmelze heraus, tiefglühende Klumpen, doppelt so groß wie Pflastersteine, und kaum sind sie ein Stück herausgehoben, tauchen der fünfte und sechste Mann ihre langen Gabeln in die Glut-
suppe, um die Widerstände herauszufischen – glühende Batzen, die beiseite geworfen werden. Auch die Gabeln glühen im Nu. Nun kann die Kohle wieder gesenkt werden. Und schon atmet Jackie sich von neuem voll, springt wieder auf die Zarge, hängt die Elektrode aus, die nächste ein, springt herunter. Die Hitzeflecken auf seinen Wangenbögen sind feuerrot, deutlicher geworden.

So geht es Kohle um Kohle.

Drüben steht die junge Frau und starrt unentwegt in die Glut und auf die Männer, besonders auf den einen, der mit bloßem Oberkörper schon wieder auf der Zarge wie am Rand eines lavagefüllten Kraters steht, kraftvoll, geschmeidig, hitzerot, und wütend da oben seine Griffe haut. Noch als die Widerstände alle herausgegabelt sind, bleibt ihr Gesicht verzogen, als erlebe sie das heiße, gefährliche Schauspiel noch weiter. Nun wird ein Saugtiegel mit flüssigem Metall, das aus einem anderen Ofen abgesaugt wurde, herangefahren. Schön, in einem rosasilbernen Bogenstrahl, fließt das Aluminium in die Schmelze ein, auf der da und dort blaue Flämmchen aufzucken; rund tausend Kilogramm werden auf diese Weise eingegossen, um den Wärmehaushalt des Bades zu regulieren und den Ofen schneller zur Produktion zu bringen. War zuvor der Badboden die Kathode, so wird sie nun vom Metall gebildet, einer mehrere Zentimeter dicken Schicht. Eine Eidechse mit pulvrigem Kryolith fährt heran; damit werden die Ränder eingepackt. Zuletzt wird der Ofen mit Tonerde gefüllt. Die stiebt sehr, wolkt in die Halle. Dann ist der Ofen fertig.

Simon stellt den Schmelzern seine Frau vor. Die Lippen in lächelnder Scheu leicht geöffnet, spürt sie den harten Druck der schweißigen, noch heißen Schmelzerhände. Sie blickt in die mattgrauen, noch erschöpften Gesichter, über die Schweißtropfen kleine Rinnsale ziehen, und da sieht sie in den noch ernstesten Augen ein Willkommen aufschimmern, das ihr gilt. Ein Schmelzer sagt zu ihrem Mann in einem breiten Mecklenburgisch: „Tja, denn braucht sich Ihre Frau heute wohl nich mehr zu pudern, nich.“ Und obwohl sie nicht weiß, daß sie ebenfalls bis an die Haarwurzeln weißlichgrau von Tonerde bestäubt ist, lacht sie mit, im Klang ihres Lachens etwas ungeniert Vertrautes.

Punkt elf erscheint der Werkleiter, das ist gewöhnlich eine etwas arbeitsruhigere Zeit in der Halle. Im breiten Durchgang zwischen den Toren sind einige niedrige Bänke zu einem Kreis aneinander gerückt, und die Brigademitglieder haben, wie sie vom Ofen kommen, darauf Platz genommen. Wer später erscheint hockt sich auf den Boden. Hier gibt es kein feines Drum und Dran bei Versammlungen. Der Werkleiter hat sich in ihre Mitte hingestellt und ohne Umschweife begonnen, mit ihnen über die neuen Prämienlohnvereinbarungen zu diskutieren.

Er ist gern bei seinen Aluwerkern, wie er sich überhaupt seine leitende Tätigkeit ohne Praxisnähe nicht denken kann. So sehr er seine verantwortungsvolle Aufgabe liebt, nur allzu gern verläßt er sein schönes Direktionszimmer, um in die Werkhallen des Kombinats, in die Produktionsbereiche für Chemikalien, Plaste und Metalle, zu gehen. „Er liebt die Szenerie der Elektrolysehallen, die Tonkulisse der summenden Bäder, er liebt die schlagkräftigen Dialoge der Akteure, der Kumpel, und das ganze gewaltige Schauspiel der Gemeinschaftsarbeit . . .“ Bloß solche gedrechselten Worte, wie diese eben, die einmal in einem Zeitungsartikel über ihn standen, die liebt er nicht.

Jeder Kumpel hat sich möglichst so hingestellt, daß er seine Öfen im Auge behalten kann, für den Fall, daß einer von ihnen funkt. Ein Funker, das heißt ein kleines Licht, leuchtet an der Oberleitung des Ofens auf. Dieser Anodeneffekt bedeutet, daß das Schmelzbad ohne Tonerde bleibt. Die Stromspannung erhöht sich demzufolge, der Ofen verbraucht die fünffache Menge Strom. Strom ist teuer. Man muß sich vorstellen, daß man für eine einzige Tonne Aluminium 19000–20000 Kilowattstunden verbraucht! Also gilt es den Funker schnell zu töten. Und deshalb behalten die Schmelzer den Ofen ständig im Auge und werden ohne Rücksicht auf Komma und Punkt aufstehen und hingehen, sobald er bockt. Dann wird die schwere Eisenstange gepackt, und zu zweit stoßen sie Löcher in die harte Schmelzkruste, damit die Tonerde nachrieseln kann. Denn die gute Ofenführung ist hier erstes Gesetz. Vor zwei Jahren ist zum Beispiel folgendes passiert: Eine Regierungsdelegation besuchte ihre Halle. Ein Minister fragte einen Schmelzer nach seinen persönlichen Verhältnissen, unter anderem auch ob er verheiratet sei. Genau in diesem Augenblick funkte dessen Ofen. Der Schmelzer sagte: „Moment!“ und eilte zu seinem Ofen. Fünf Minuten später, nachdem er den Ofen abgedrückt hatte, kam er zurück und sagte: „Ja.“

Schichtmeister Kandler sitzt auf einer umgestülpten Sackkarre und hört interessiert zu. Auch ringsum herrscht starke Aufmerksamkeit, denn es wird über Dinge geredet, die alle angehen, den einzelnen wie die Brigade. Bei dem neuen Prämienlohn soll nicht wie in den bisherigen Vereinbarungen nur die nackte Produktion, sondern auch der sparsame Verbrauch von Grundmaterial berücksichtigt werden. Grundmaterial sind Tonerde, Elektroden, Strom, Kryolith und Fluorid. Der Werkleiter will gemeinsam mit der Brigade klären, wie sich ein sparsamer Materialverbrauch, der die Selbstkosten pro Tonne Aluminium senkt, auch auf die Lohnsumme auswirkt.

Halleningenieur Simon hat ums Wort gebeten. Er lehnt an einen Tonerdewagen, groß und hager, die blaue Arbeitsjacke ist ihm über den Schultern zu eng, er sieht fast jugenhaft darin aus. Doch seine Stimme

Student im praktischen Jahr in der großen Schule der Gemeinschaftsarbeit



tönt heute männlicher als sonst, aber das bewirkt wohl die Anwesenheit der jungen Frau, die dort auf der Bank zwischen zwei verschwitzten Ofenmännern Platz genommen hat.

An Hand einer Vergleichsrechnung vom Monat Januar rechnet er den Schmelzern vor, daß sie nach dem neuen Prämienlohn gut und gern einen Zwanzigmarkschein mehr in der Lohntüte haben werden. Und wenn man die Zahlen besehe, sagt er, die sie im Februar erarbeitet haben, so sehe es noch günstiger aus.

Der erste Zwischenruf: „Was aber, wenn mehr Grundmaterial verbraucht wird?“ Der Frager ist Günter Fuchs. Kandler sieht zu ihm hinüber. Er hat den scharfen Unterton der Frage herausgehört.

Der Werkleiter drechselt keine Worte. Der Werkleiter des Elektrochemischen Kombinats Bitterfeld ist kein IG-Farben-Direktor, sondern Genosse, einer aus ihrer Mitte. „Wenn ihr in der Arbeit anfangt zu schludern, dann wirkt sich das für euch negativ aus. Aber die Planzahlen sind ja Erfahrungswerte, also Werte, die ihr erarbeitet habt, also kann da nicht viel platzen. Oder?“

Seine und des jungen Schmelzers Blicke liegen ineinander. „Oder?“ fragt der Werkleiter ihn nochmals; er will nicht lockerlassen. „Wenn jetzt einer von euch anfängt zu schludern, so könnt ihr ihm auf die Finger klopfen, denn es ist euer Lohn.“

„Stimmt!“ ruft ein Schmelzer und andere pflichten ihm bei. Er spricht aus, was seine Arbeitskollegen im allgemeinen begriffen haben: Der neue Prämienlohn hält jeden einzelnen zum sparsamen Verbrauch von Grundmaterialien an; da wird sich mancher noch mehr als bisher zusammenreißen müssen; aber ist es nicht der Wunsch der Ofenleute selbst? Sie haben Interesse daran, wie die Tonnen gebracht werden. Und wenn dabei etwas abfällt, um so besser.

„Na schön“, versetzt Günter Fuchs wegwerfend, den Blick schräg auf Simon gerichtet. „Aber irgendein Haken ist bei der Sache. Ich sehe nicht ein, warum ich vielleicht wegen Fehler anderer weniger verdienen soll.“ Wieder diese Nuance von zusätzlicher Schärfe.

Kandler fragt ihn darauf: „Was ist los? Wir haben doch im Vormonat bewiesen, du mit, was wir allein an Tonerde sparen können.“

Simon ist gegen seine sonstige Art heute merkwürdig diskussionsfreudig und direkt. „Meinen Sie, Kollege Fuchs, die Betriebsleitung will Sie ums Geld bringen?“ fragt er, worauf Günter ruhig erwidert: „Kann man seine Meinung sagen oder nicht?“ Man solle mit dem Gelabere aufhören, ruft ein Schmelzer dazwischen, und sich lieber darüber unterhalten, wo und wie man Material einsparen könne.

Kandler ist sich klar darüber, welche Fehler und welche andere Fuchs gemeint hat, auf wen er zielt. Auf Simon! Zwischen dem Halleningenieur und dem jungen Ofenmann ist in letzter Zeit eine gewisse Spannung eingetreten. Unlängst hat Simon ihn während der Ofenarbeit angepatzt. Schmelzer sind harte Charaktere, sie vertragen einen Stoß, aber auf den Schlipps treten lassen sie sich nicht; so hat sich Fuchs ausgedrückt, und genauso denkt er, Kandler, auch. Simons Verhalten zu uns ist neuerdings überhaupt nicht gut, denkt Kandler. Der Ingenieur ist kurz angebunden, oftmals mies gelaunt. Gut, er ist überarbeitet und nervös, aber das darf kein Freibrief für ihn sein, daß er seine Launen in der Halle ausläßt. Keiner in der Halle

arbeitet wenig. Am wenigsten kann man Günter Fuchs etwas nachsagen. Der Junge scheint durch die plötzlich eingetretene Wärme heute in gereizter Stimmung zu sein, junge Menschen sind darin anfälliger als die älteren, hitzefesten Schmelzer. Aber davon abgesehen, ist der Junge im Recht. Wenn es jetzt hart auf hart ginge, müßte Simon den gleichen Vorwurf einstecken, den er, Kandler, ihm erst kürzlich gemacht hat. Während Kandler diese Überlegungen anstellt, streift sein Blick die junge Frau, wie sie da zwischen den verschwitzten Männern ausharrt und mit einem rührend gesammelten Gesicht dem Hin und Her der Diskussion folgt. Eine sympathische, kleine Person. Er hat von den Kumpeln ein paar Bemerkungen über sie gehört, auf die sie stolz sein kann.

Für ihren Mann wäre es nicht angenehm, in ihrer Gegenwart von dem Schichtkollektiv kritisiert zu werden. Vielleicht sollte er wirklich die Aussprache zum Abschluß führen, das Wesentliche ist ja geklärt, man könnte Schluß machen. Nicht weil er sich etwa scheute, die beiden, den Schmelzer und den Ingenieur, aufeinanderprallen zu lassen. Bündnis mit der Intelligenz, das haben sie immer so gehalten, ist nicht Schulterklopfen, sondern die freimütige Auseinandersetzung am Arbeitsplatz. Für sie ist das nichts Ungewohntes. Für die junge Frau aber, die so vertraut unter ihnen sitzt, wäre es ein Schock.

Bei dieser Überlegung fällt sein Blick auf Günter, der ihn gleichfalls anschaut, ein wenig von unten her. Ein prächtiger Bursche, ein guter Ofenmann, immer für die Brigade da, kritisch, offen, ein Wandzeitungsmacher ersten Ranges. Kandler bemerkt, wie Günter die Finger ums Bankholz krallt, und denkt, gottverdammich, ich habe kein Recht, mich hier Privatgefühlen hinzugeben, hier hat nur ein Grundsatz zu walten, und der heißt: Alles und mit allen berät die Brigade. Und schon ist es heraus:

„Welche Fehler, welche anderen meinst du, Günter? Wer Fehler macht, muß vor der Brigade dafür gerade stehen. Jeder von uns hat seine Hand, sein Wort für eine gute Arbeit gegeben. Im übrigen haben wir in der Halle unsere Tafeln hängen, dort, dort, dort. Jeder kann täglich kontrollieren, wie stehe ich mit meinem Ofen im Plan. Da hinten hängt die Planaufschlüsselung pro Tag, pro Schicht. Dort kannst du die Tagesproduktion, da die dekadenweisen Materialverbrauchscoeffizienten ablesen. Drüben hängt die Tafel für die durchschnittliche Badspannung. Ihr wißt selbst, wie uns die täglichen Koeffizienten gewaltig anspornen. Um mit den Worten unseres Werkleiters zu reden, was kann bei dieser täglichen Plankontrolle – und selbstverständlich bei guter Ofenführung – schon platzen?“

Mit ernstem, fast hartem Gesicht hat Günter zugehört. Noch immer ruhig, sagt er: „Soweit ist auch alles gut. Dann darf es aber nicht vorkommen, daß zum Beispiel die Tafel mit den Kennwerten für die Badspannung zwei Tage hinterherhinkt wie neulich. Da hat der Kumpel keinen Überblick mehr. Es ist nicht das erste Mal.“

„Es kommt vor“, erwidert Simon sofort, „daß ich die Streifen mit den Kennwerten einmal einen Tag später von der Schaltwarte erhalte. Dann kann ich erst einen Tag später anschreiben.“

„Das ist doch eine Ausrede“, versetzt Günter jetzt heftig. „Heute zum Beispiel. Jetzt ist es fast Mittag, und ich kann mir die Spannung noch immer nicht abgucken.“





„Weil der Streifen noch oben ist“, versucht Simon sich zu rechtfertigen.

„Warum?“ fragt Fuchs beharrlich.

Seine Frage bleibt herausfordernd, streitbar in der Luft stehen, wie ein einzelner metallischer Ton.

„Stänkerei“, sagt Simon nur, gereizt, weil er bemerkt, wie betroffen Margot ihn ansieht.

„Moment mal, Kollege Simon!“ ruft ein Schmelzer, der mit Fuchs am Ofen zusammenarbeitet, einer der Ältesten in der Halle. Er hat in der Hocke dagesessen, weil es die Schmelzer gern tun, nun stellt er sich mit einem Seufzer aufrecht hin. „Moment“, sagt er nochmals, „genau denselben Ton haben wir nämlich in letzter Zeit oft von Ihnen gehört. Warum, weiß ich nicht. Aber gut, wenn das zur Sprache kommt. Günter und mich haben Sie angepöfeln, als wir unseren 15er Ofen beim Funken hochdrehen mußten. Sie wissen selbst, was das für eine Krücke ist, da kann man knien davor, immer wieder Soda muß der kriegen. Daß der Ofen als Versuch läuft, konnten Sie uns auch in einem anständigen Ton sagen. Wir wollen uns vor der jungen Frau hier nicht in die Brust werfen und behaupten, daß wir untereinander bloß als feine Leute verkehren. Jeder von uns hat mal Mucken, und ein Ingenieur darf auch mal Mucken haben. Und wenn einer mal 'n Patzer macht, ist das noch lange kein Grund zum Kriegführen, das wird nämlich wieder ausgebügelt. Nur wenn sich einer zu oft im Ton vergreift, da geht das gute Verhältnis schnell in die Binsen.“ Seine Stimme wird um einen Ton wärmer. „Früher ging's doch auch anders, Kollege Simon.“ Nun wendet er sich an dessen Frau. „Denken Sie nicht, uns macht es diebischen Spaß, daß Ihr Mann mal eins drauf bekommt. Daran denkt niemand. Aber, entschuldigen Sie, es wird Zeit, daß sich Ihr Mann etwas ändert. Und dabei“, sagte er zum Schluß, „können Sie ihm und uns nämlich helfen.“ Darauf geht er wieder in die Hocke.

Zu seinen Worten hat Kandler immer wieder genickt, und als führe er die Gedanken fort, sagt er: „Weil im Kollektiv alles auf die Atmosphäre ankommt. Heute haben Sie sich unsere Arbeit angesehen, Frau Simon, und nicht wahr, das ist kein Zuckerlecken. Und daß wir die Selbstkosten weiter senken wollen und Material einsparen wollen und die Aluminiumproduktion steigern wollen, alles das haben Sie eben gehört. Um das zu erreichen, müssen wir unser Bestes hergeben. Da muß jeder einzelne in Ordnung sein. Da muß man freudig arbeiten können. Max hat schon recht, da könnt ihr Frauen eine Menge dazutun. Das müßt ihr sogar.“

Er macht eine Pause. Plötzlich wendet er sich wieder Fuchs zu. „Wie war das? Du hattest doch noch eine Frage an Kollegen Simon gestellt?“

„Was soll das jetzt noch?“ micht sich ein älterer Schmelzer, der rechts von Margot sitzt, in einer begütigenden Art ein. Er hat gespürt, wie sie zusammengezuckt ist, sooft man ihren Mann attackiert. Er denkt: Nun hat die kleine Frau endlich den Weg zu unserer Brigade gefunden. Das ist doch für sie ein großer Schritt. Gewiß hat sie hier keinen Kinderspielplatz erwartet, aber sie weiß noch nicht, daß diese unerbittliche Offenheit, mit der wir uns die Dinge ins Gesicht sagen und die sie womöglich als Anfeindung empfindet, die Grundlage für unsere gemeinschaftliche Arbeit und unser Zusammenleben ist. Das ist neu für

sie, und sie denkt vielleicht, ihr Mann habe Feinde. Und Simon – man kann doch, von dieser Nachlässigkeit abgesehen, nichts gegen ihn sagen. Er schuftet. Er tut für die Halle mehr, als er nötig hat. Wenn wir auf unsere betrieblichen Ergebnisse stolz sein können, dann wissen wir alle, wieviel wir ihm mit zu verdanken haben. Dagegen muß sie annehmen, wir wollten ihn in ein schlechtes Licht rücken. Zufällig sitze ich neben ihr und merke doch, wie sie sich bemüht, ihre Betroffenheit durch Ungezwungenheit zu verbergen. Deshalb sagt er gleichzeitig zu Kandler und Fuchs: „Was soll das jetzt noch? Darüber können wir uns ein andermal unterhalten. Nicht jetzt.“

„Doch!“ widerspricht ihm Kandler mit ungewollter Schärfe und ist im Begriff weiterzusprechen, als sein Blick auf Margots Gesicht fällt. Es ist blaß. Sie sieht ihn aus weitgeöffneten Augen an, aus denen ganz offensichtlich eine flehentliche Bitte spricht. Kandler hält offenen Mundes inne, für ein, zwei Sekunden. Als er fortfährt, hört man aus dem Klang seiner Stimme die Anstrengung heraus, mit der er sich überwindet. „Du hattest“, fragt er Fuchs noch einmal, „an Kollegen Simon noch eine Frage?“

„Das ist doch erledigt“, sagt Fuchs, dann knurrt er: „Also schön. Ich habe unseren Halleningenieur nur fragen wollen, ob er sich heute schon um die Schaltwerte bemüht hat. Man darf doch sicher in der Schaltwarte nachfragen, wo die Streifen bleiben. Waren Sie heute schon dort?“

Mit seiner langen Gestalt steht Simon da, an den Tonerdewagen gelehnt, ernsten Gesichts, etwas hohlwangig, und streift mit einem Blick die Versammelten.

Aus kühlen Augen schaut Kandler ihn an. Simon ahnt, daß es keine Kleinigkeit für seinen besten Gefährten ist, diese Auseinandersetzung noch zu schüren, noch dazu in Gegenwart seiner Frau. Dazu gehört eine besondere Art Mut; das bewundert Simon an ihm.

Auch den Blick seiner Frau fängt er auf, große, braune, bange Augen. Ihr zerstreutes, aber freundliches Lächeln, das sie ihm zuschickt, soll ihn wohl beruhigen. Er empfindet, daß sie ihm wie nie zuvor nahe ist. Er hat in der Arbeit gesucht, was ihm in der Ehe bisher abgeht. Aber er mag Sentiments nicht. Immer war er zu stolz, sie um mehr Teilnahme zu bitten. Aber die Kameraden, die vor ihm sitzen, haben schon recht: Liebe ist gemeinsames Leben von einem Tag zum anderen. Und die Ehe, die Familie, ist eine Zelle der Kraft, auch für unsere Umgebung. Sie sind keine Psychologen oder Seelsorger von Beruf, als daß sie solche Wahrheiten in gehobelte Worte fassen könnten, sie sind Schmelzer und haben ihre eigene Methode, aber sie ist herzhafter. Und wer Fuchs nicht kennt, würde meinen, er schießt Bolzen. Mag bei ihm ein wenig persönliche Verärgerung durchklingen – im Grunde aber ist er geradeheraus, „kollektiv gut durchwachsen“, hat ihn mal einer genannt, und seine aggressive Art kennt man. Ihm, Günter Fuchs vor allem, will er so antworten, daß der heutige Vormittag sie beide wieder zusammenführt. Mit allen braucht er ein gutes Verhältnis, um des Planes willen.

Ob er heute schon in der Schaltwarte war, er hat ihn also gefragt.

„Nein“, sagt Simon und steht groß und hager und ehrlich vor ihnen, „das habe ich heute verschwitzt. Ich bin heute bißchen aufgereg.“

Das verstehen sie alle! Kein Mensch hat ein Wort von Versammlungsschluß gesagt, aber sie erheben sich lachend und tragen die Bänke wieder fort.

Simon begleitet seine Frau von der Halle zum Werktor. Die Sonne steht hoch. Ein leichter Wind taumelt durch die Werkstraßen und treibt kleine, niedrige Wirbel von Flugasche über den Weg. Es ist Mittag und viele Arbeiter strömen zur Kantine.

„Du gehst jetzt in den Kulturpalast essen, denke ich. Bestelle dir was Gutes“, sagt er. „Such dir was Gutes aus. Etwas, was man nicht alle Tage ißt.“

Sie hält sich schweigsam an seiner Seite, während er hin und wieder mit einem „Mahlzeit!“ zurückgrüßt. „Ich bin spätestens halb vier daheim. Oder willst du mich vorn abholen?“

„Ja“, sagt sie.

Als sie am Laborgebäude-Süd vorbeigehen, tritt eine junge Laborantin heraus. In der Hand trägt sie ein Probenglas mit einer farbigen Flüssigkeit. Die Ärmel des weißen Berufsmantels bis über die Ellbogen gekrempelt und den Kragen ihrer lachsroten Bluse weit auseinandergeschlagen, damit die Sonne den Ausschnitt findet, so hüpfte sie samt ihrem Glas über die Gleise der Werkstraße und pfeift.

„Dann haben wir noch eine reichliche Stunde für uns“, sagt er. „Wir nehmen uns dann ein Taxi. Halb sechs ging der Zug, nicht?“

„Dreiviertel“, verbessert sie ihn.

„Um so besser“, meint er. „Wenn du magst, können wir noch eine Tasse Kaffee trinken gehen. Am besten im Zentralhotel. Du kriegst ein Stück Torte. Zwei Stück, auf den Schreck hin. Bist du sehr angestrengt?“

„Es geht.“

„Die Hitze in der Halle muß man vertragen können.“

„Ja.“

Sie gehen an einem Gebäude vorüber, aus dessen Mauern große Exhaustoren ins Freie führen. Ein Stoß von warmer Luft zaust ihr Haar. Sie gehen auf die andere Seite hinüber. Dann müssen sie erst einen Kesselwagenzug an sich vorbeilassen, der langsam die Werkstraße überquert, und er zählt die Wagen: „zwei – Chlor flüssig, drei – Natronlauge, vier – Natronlauge, fünf . . .“ Erst bei elf können sie weitergehen, und der Bremser lacht ihr mit einer Pfeife zwischen den Zähnen nach.

„Na, na“, wendet er sich ihr wieder zu, weil sie weiter so kleinlaut bleibt, „nun sei nicht so bedepert“, und da sie sich dem Werktor nähern, sagt er: „Du mußt jetzt deinen Einlaßschein vorzeigen und deinen Personalausweis wiederholen.“

„Ich fahre heute nicht zurück“, sagt sie plötzlich und bleibt stehen.

„Nein? – Fein! Wunderbar! Geht denn das?“

„Ich rufe meinen Chef an. Wir wollen morgen erst noch auf die Stelle gehen, wo man eine Wohnung beantragt. Geht das bei euch über die BGL oder wie?“ – Ihr Arm schmerzt vom Druck seiner Hand.



Ofenarbeit im Aluminiumwerk

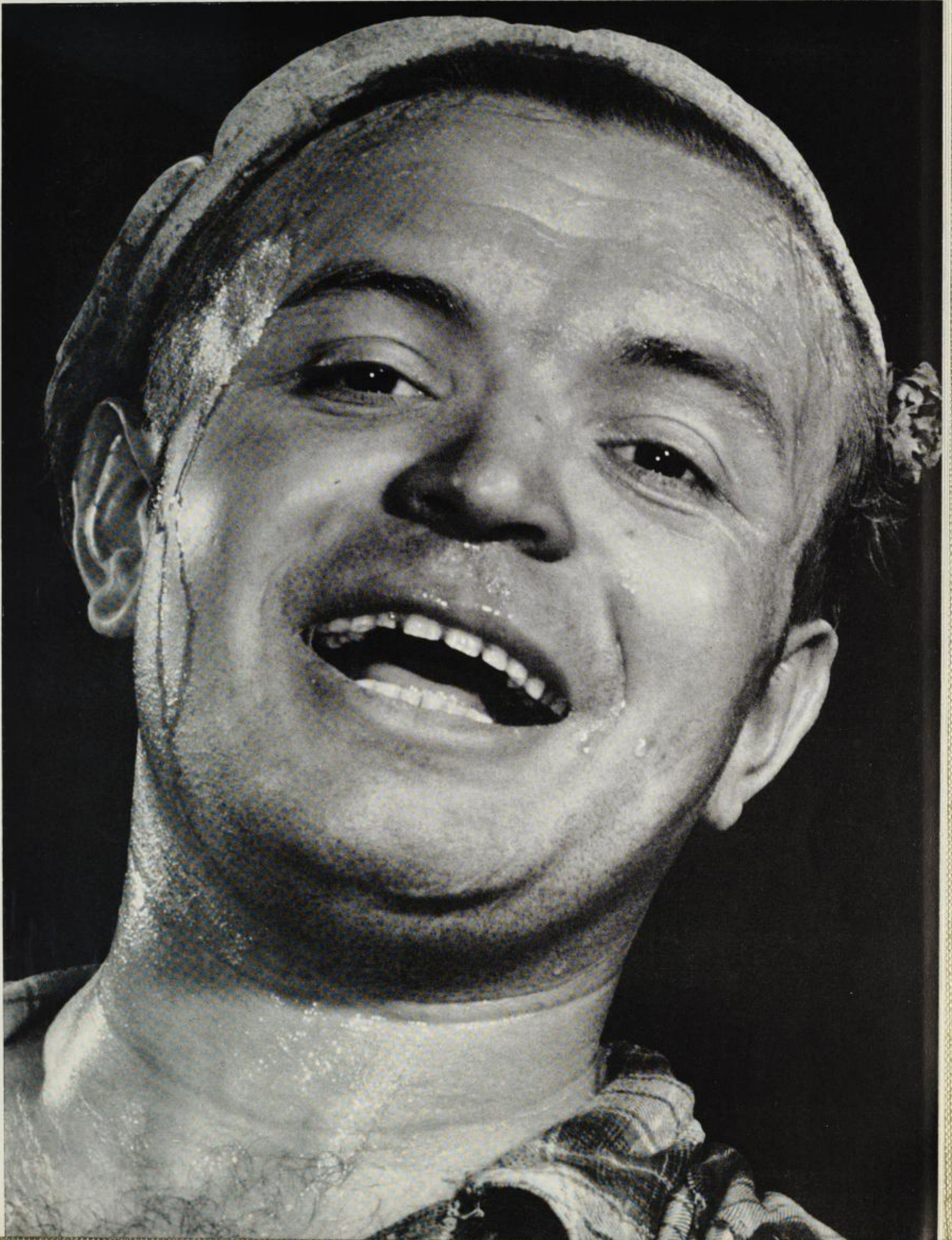


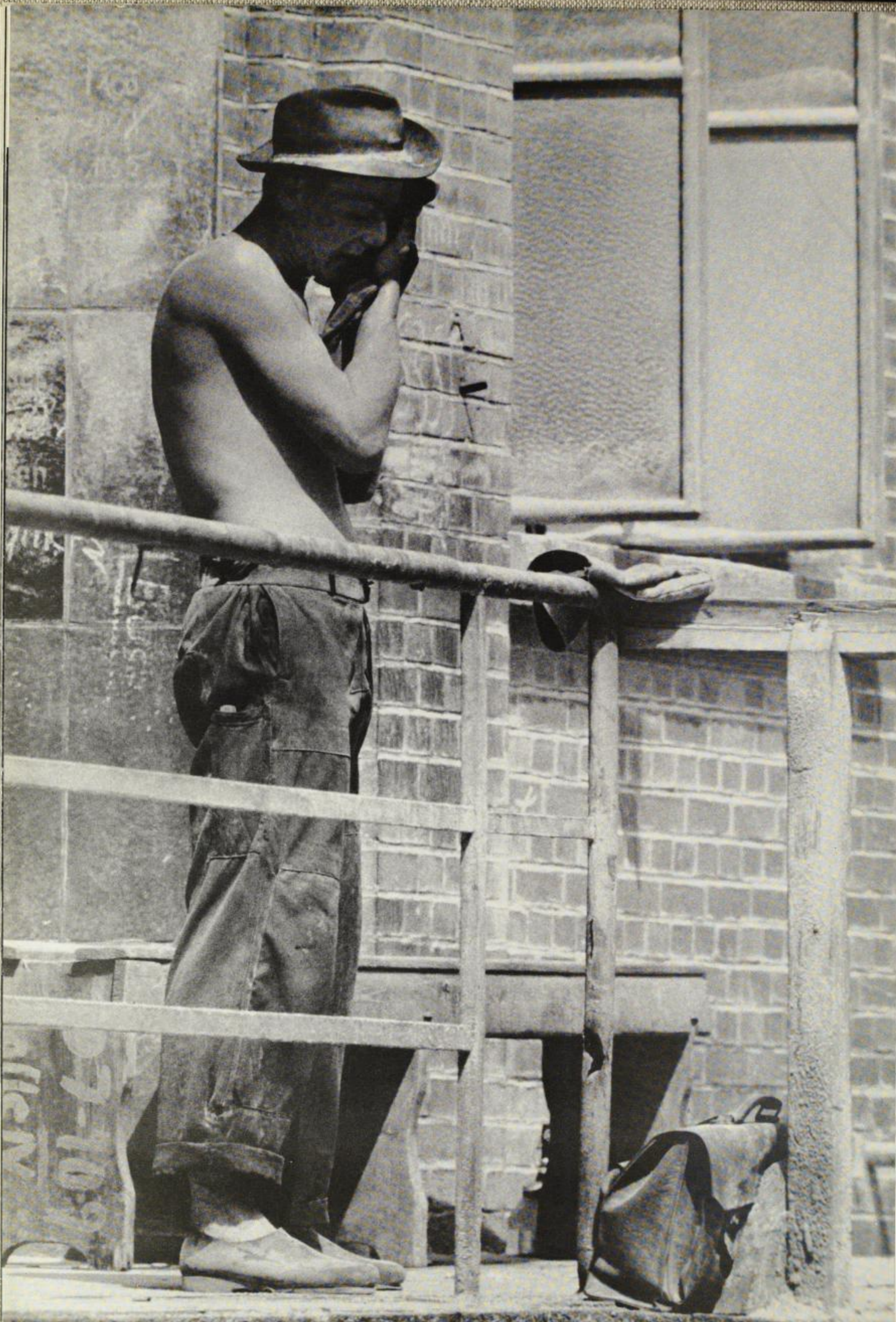
Eine Frau, die den Arbeitsplatz ihres Mannes kennt, wird auch sein Leben und das Leben der Brigade besser verstehen lernen

29



Aluschmelzer





Auf der Ausstellung „Bildnerisches Volksschaffen“ wurde Gerhard Born für seine Plastik ‚Mädchenkopf‘ mit der Goldmedaille ausgezeichnet.

Zeit ist Gold

Gerhard Born gehört weder zu den namhaften Künstlern, noch ist er überhaupt Bildhauer von Beruf, sondern Graphitdreher, nur daß er eben für sein Leben gern modelliert. Mag sein, daß der heute Dreißigjährige deshalb auch seine Drehbank so liebt, weil sich da ebenfalls etwas unter seinen Händen formt, die rollenförmigen Graphitkörper, in die Gewinde und Nippel eingeschnitten werden. Sicher haben auch umgekehrt der auf Bruchteile eines Millimeters geschulte Blick und die feinnervigen Hände, die man als Dreher braucht, bei ihm die Fähigkeit zum Modellieren gefördert.

Von Kind an zeichnete und malte er gern. Aber die eigentliche laienkünstlerische Laufbahn begann erst vor einigen Jahren im Bornschen Wohnzimmer, wo er auf einem gekachelten Blumentisch kleine Tonfiguren zu kneten anfang, bis ihn seine Frau entsetzt hinauswarf. Darauf richtete er sich die Hälfte des Schuppens hinter ihrem Häuschen in Holzweißig ein. Ein großes Fenster wurde eingezogen, die Wände bekamen einen neuen Kalkanstrich, und dann beschaffte sich Born auch einen drehbaren Bildhauerbock. Von nun an verbrachte er die meiste Freizeit hier.

Aber er isolierte sich zu stark. Während der Schicht war er ein guter und beliebter Arbeitskollege, doch außerhalb des Betriebes zog er sich von allem zurück. Zu Hause dasselbe. Ins Kino ließ er seine Frau allein gehen. An den Kauf eines Fernsehgerätes dachte er nicht im entferntesten. Seine Tochter kam zur Schule, er aber überließ es seiner Frau, sich um die Schulaufgaben zu kümmern. Die junge Frau Born wurde zunehmend böse – mit gutem Grund. Brachte sie für die Liebhaberei ihres Mannes schon wenig Verständnis auf, seine Rücksichtslosigkeit erhöhte noch ihre Abneigung gegen das „alberne Geknete“ und die „Gipsklumpen“, wie sie sich im Ärger ausdrückte. Indessen füllten sich die Regale und Wände des Schuppens mit seinen Werken, vornehmlich kleinen Tierfiguren aus Ton oder Gips, darunter manche recht merkwürdige Gebilde. Aber ihm gefielen sie. Besonders seinen „Seehund mit Ball“ hielt er für gut gelungen. Es war eine unterarmgroße Plastik aus Ton, den er mit Graphitstaub überzogen hatte, wodurch das Tierfell überraschend ähnlich nachgeahmt war. Diese Figur stand auf einem Wandbrett neben der Essenausgabe im Speisesaal des Betriebes. Er hatte sie der Brigade geschenkt. Das aber war auch das einzige Mal, wo er aus seiner Rolle als Individualist herausfiel und sich als „Solist im Kollektiv“ benahm.

Zu dieser Zeit, also vor etwa zwei Jahren, arbeitete der junge Potsdamer Bildhauer D. im Kombinat, wo er einige hervorragende Arbeiterköpfe schuf. Er entdeckte eines Tages die Seehundplastik im Speiseraum. Sie interessierte ihn doppelt, als er erfuhr, daß sie von einem hier beschäftigten Arbeiter stammte. Ein wenig klobig und noch ungeschickt in der Modulation erschien sie ihm zwar, dennoch – irgendwie war dem Material die typische Geschmeidigkeit des Tierkörpers entlockt. Auch der ins Grau tönende, schwarzstumpfe Glanz der Oberfläche war originell; das war eine Technik, die ihm unbekannt war.

Auf diese Weise lernte er Born kennen und Born ihn.

Damals begann D. mit einer Arbeit an einem Porträt des Obermeisters P. An Ort und Stelle, also im Graphitbetrieb selbst, machte er zunächst eine Reihe von Skizzen, während das Modell an seinem Pult in der Meisterstube saß oder in einem Arbeiterforscherkollektiv diskutierte. Er wollte ihn so haben, wie er ihn bei der ersten Begegnung angetroffen hatte: mitten aus der Arbeit heraus, die Haut fettglänzend, gepudert von schwarzem Staub, so daß nur das Weiß der Augen und Zähne leuchtete; den eindrucksvollen, gutgeschnittenen Kopf; den Typ des Arbeiters, der sich auch als Herr seines Betriebes fühlte; wie er ihn lachend und selbstbewußt mit den Worten empfangen hatte: „Graphit werden wir nicht weiß machen. Aber in ein paar Jahren wollen wir aus unserem Betrieb, vor allem für die hier arbeitenden Frauen, einen schönen Arbeitsplatz machen, auf den sich jeder an jedem Morgen freut. Mit der neuen Technik, mit neuen Vakuumanlagen und dergleichen werden wir das durchführen. Wir haben ja jetzt die Macht. Wenn es Ihnen lieber ist, kommen Sie dann wieder. Dann haben wir alle hier wenigstens saubere Gesichter.“

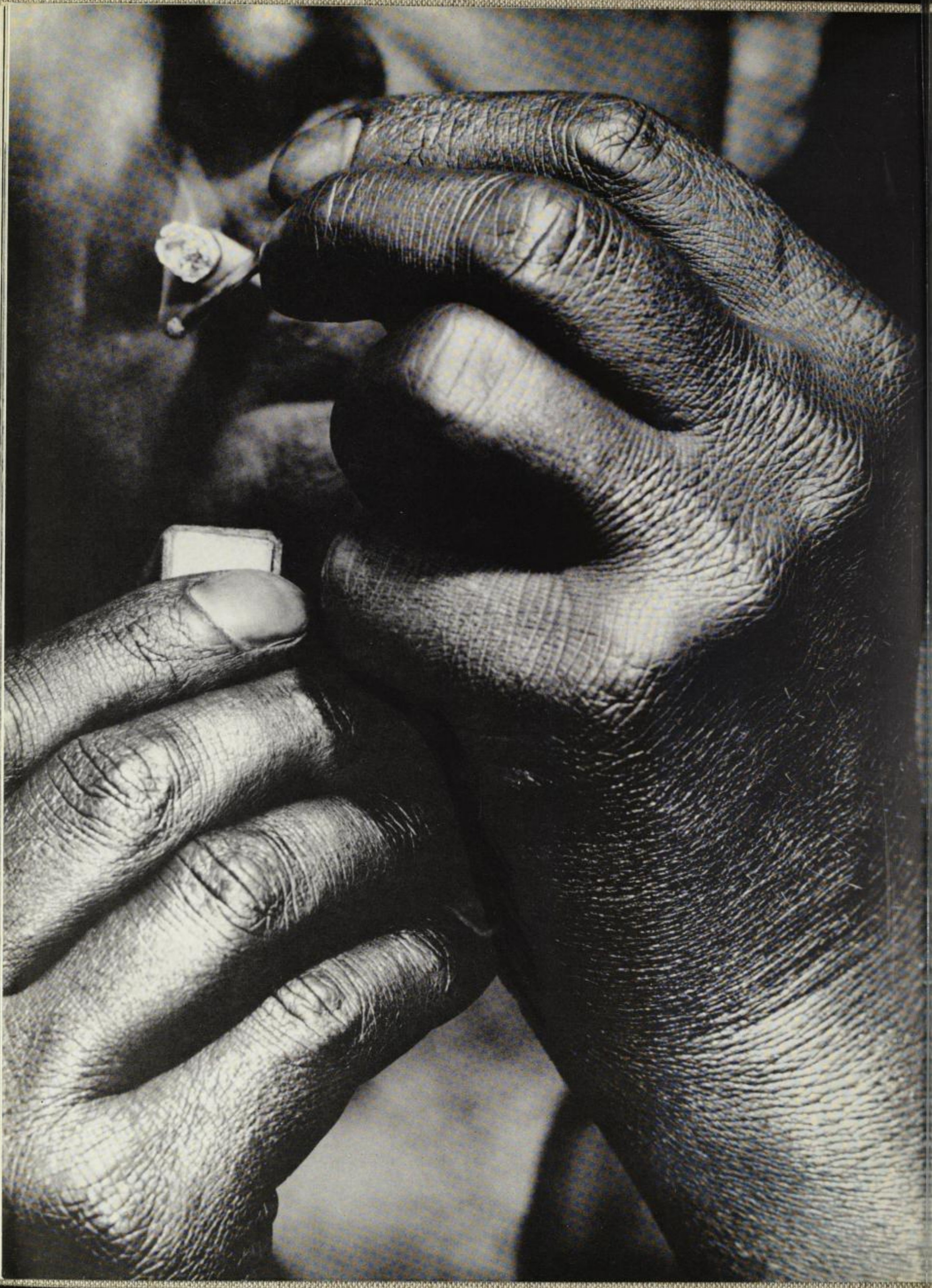
In diesem Ausdruck des selbstsicheren, intelligenten, zugleich überlegten und impulsiven Arbeiters – so und nicht anders wollte er ihn haben. Obermeister P. war der Initiator einer neuen Packweise im Graphitlangofen, die eine jahrzehntealte, noch von der IG-Konzernzeit her überlieferte wissenschaftliche Tradition von der Theorie über den Haufen warf; damit war dem Betrieb jährlich eine Viertelmillion DM für Anthrazit, Koks und Strom eingespart; und ein ganzes geplantes, neues Graphitwerk, in das zwanzig Millionen DM investiert werden sollten, wurde unserem Staat eingespart, weil die geplante Kapazität nun allein vom EKB gebracht werden konnte. Als der graphitbeschmierte Kumpel unter graphitbeschmierten Kumpeln, der P. noch immer war, obwohl er Träger hoher staatlicher Auszeichnungen, Volkskammerabgeordneter und Nationalpreisträger war und längst auf einen Salondampfer hätte umsteigen können – so also sollte der Kopf des Obermeisters P. aus dem Graphitbetrieb aussehen!

Als D. die erste Studie in Ton formte, hob P., der am Pult arbeitete, seinen Kopf und wandte sich an den im Raum weilenden Meister Querner. „Wir haben doch hinten unseren Born. Das ist doch auch so ein kleiner Bildhauer. Der könnte doch hier was lernen. Kann doch nicht immer bloß Seehunde machen. Er soll immer mal ein Stündchen herkommen und zuschauen, wie?“ „Mich stört er nicht“, sagte D. „Ich kenne ihn. Ich glaube, er hat wirklich eine elementar künstlerische Begabung. Also von mir aus gern.“ – „Um so besser“, sagte P. „Dann soll die Brigade beim Frühstück beraten, wie das einzurichten ist.“

Die Stunden, die Born daraufhin dem Bildhauer zuschauen durfte, wurden für ihn zu einem tiefen und

Laienkünstler im Plastikzirkel des Werkes





bestimmenden Erlebnis. Ehrfürchtig und zugleich hellwach beobachtete er die Bewegungen der Hand, die den Spachtel führte. Wie sie da und dort mit einem meisterlichen Strich an dem entstehenden Kopf etwas verbesserte, oft kam es auf ein winziges Detail an. Nun drehte der Künstler den Sockel oder knetete ein Tonstückchen, drückte es auf die Wange des Porträts und glättete es mit einem Spachtelstrich. Und wieder drehte er den Sockel, um an der Stirnpartie etwas herunterzukratzen. Nichts anderes existierte für ihn als seine Arbeit. Im Raum war ein Kommen und Gehen, aber er schien es nicht zu bemerken.

Schon beim Zuschauen packte Born der Ehrgeiz, mehr zu erreichen als bisher. Vor allem befolgte er den Rat des Bildhauers: er mußte zuvor zeichnen lernen. Er trat in den Mal- und Zeichenzirkel ein, der im Werk bestand und von einem Kunstmaler geleitet wurde. Die Gemeinschaft spornte ihn an. Nach und nach löste er sich aus seiner eigenbrötlerischen Versponnenheit, er spürte, wie er in seinem Strich freier wurde, und noch eine andere Folge gab es: auch die häusliche Spannung lockerte sich. Sie malten und zeichneten alles: von schönen Uferszenen an der Mulde bis zum Handwurzelknochen.

Im Mai veranstaltete der Zirkel eine Art Leistungsschau im Foyer des Kulturpalastes. Born brachte die Brigade dazu, sich die Ausstellung anzusehen. Er selbst hatte sechs Skizzenblätter in Kohle ausgestellt, und er war stolz, als sie von seinen Kameraden gelobt wurden, wie auch sie stolz waren, daß einer von den Ihren unter den Ausstellern war und seine Arbeiten sogar zu den besten zählten. Zwei Blätter enthielten Skizzen ein und desselben Mädchenkopfes; es war seine Tochter, die nun bald das erste Schuljahr hinter sich hatte. Auch seine Frau führte er hin, und nachher tranken sie in der im Untergeschoß gelegenen Gaststätte eine Flasche Wein, die erste wieder seit ... ; er wußte schon nicht mehr wie lange das zurücklag ...

An dem Tag, als das Kind Zensuren heimbrachte, kam es in sein Atelier gestürmt, ganz aufgelöst. Das Mädchen las ihm die Zensuren vor. Sie war wegen ihrer guten Leistungen außerdem mit dem Pionierabzeichen „Für gute Arbeit in der Schule“ ausgezeichnet worden. Die weißen Haarschleifen an ihren Zöpfen flatterten wie riesige Kohlweißlinge im Raum herum, dann setzte sie sich ans Fenster und las ihrem Vater von neuem die Zensuren vor – zum vierten, fünften Mal!

Ihr Profil stand im Gegenlicht des hellen Tages, der Kopf war ein wenig dunkel... Die reine Plastik, dachte er. In einer dünnen, silbernen Linie zeichneten sich die klare Rundung der Stirn, die Nase und der feine Bogen vom Kinn zum Hals gegen das Fenster ab. So erhaben auf dem kleinen Hals sitzend, so hatte Born den Kopf seines Kindes noch nie gesehen. Zum ersten Mal entdeckte er, daß er nicht nur ein niedliches Mädchen, sondern auch eine kleine Persönlichkeit vor sich hatte. „Bleib so!“ rief er ihr zu, und dann brachte er mit Kohle einige Skizzen aufs Papier.

Schon am nächsten Tag legte sich Born auf den drehbaren Bock einen Tonbatzen zurecht. Im Verlauf von Wochen gab er ihm allmählich Leben. Hörte er abends mit Modellieren auf, umhüllte er den Tonkopf fast zärtlich mit feuchten Tüchern, und am folgenden Nachmittag nahm er sie wieder ab. Als er schließlich sein Werkzeug mit einem Seufzer der Erleichterung weglegte, weil er sich sagte, daß der „Mädchenkopf“ ganz fertig sei, war ein Vierteljahr vergangen.

Pate sein dagegen sehr

Am Nachmittag um halb vier Uhr beendeten die Chlorarbeiter Wermann und Zootz ihre Schicht, fuhren heim, um die Taschen loszuwerden und einen Happen zu essen, und gegen fünf radelten sie schon wieder in Richtung Eschhain, ihr Patendorf, davon.

Genaugenommen war es nicht ihr Patendorf, sondern das der Brigade. Doch man war im Betrieb seit Jahr und Tag daran gewöhnt, daß – außer an Landsontagen oder bei Ernteeinsätzen – sich meist nur die beiden um Eschhain kümmerten. Der offizielle Verbindungsmann war laut Brigadevertrag Zootz. Die Wahl war auf ihn gefallen, denn er stammte selbst vom Land und war, bevor ihn seine Heirat nach Bitterfeld verschlug, Traktorist in einer MTS in Neubrandenburg gewesen. Obwohl er nun schon jahrelang in der Chemie arbeitete, sah sein Gesicht noch heute nach Traktorist aus.

Und Brigadeleiter Wermann war sein ständiger Begleiter geworden; einmal, weil er hin und wieder gern auch ein Stück Rad fuhr, und zum anderen, weil er als ein alter kluger und klüger gewordener Arbeiter aus der Geschichte wußte, daß das Bündnis zwischen Arbeitern und Bauern nicht eng genug sein konnte, was zu seinem Leidwesen noch nicht allen Brigademitgliedern in Fleisch und Blut übergegangen war, und weshalb er ihnen ein Beispiel sein wollte. Auch in Eschhain hatte sich eingebürgert, wenn von den „Paten“ die Rede war, daß eigentlich nur zwei gemeint waren.

Die Straße, die sie entlangfuhren, führte über Althofen-Pratschütz durch eine flache Feldergegend.

Wenn Sie gelegentlich die gleiche Strecke fahren, ist es nicht ausgeschlossen, daß Sie zufällig den beiden Arbeitern begegnen, die regelmäßig einmal im Monat nach Eschhain unterwegs sind. Stets halten sie sich hintereinander auf dem Pflasterstreifen für Radfahrer. Sie erkennen das Paar daran, daß ein kleiner, dürrer Fünfundfünfziger, der ein gemächliches Seniorentempo angibt, vorausfährt und hinterher der andere, ein Schrank von einem Burschen mit kurzgeschnittenem, strohblondem Haar.

Heute wehte ihnen ein leichter Wind entgegen. Tief atmeten sie die nach Erde und Rübenkraut duftende Luft ein. Den ganzen Tag im Chlor – dann tat das gut. Apfelbäume säumten die Landstraße. Bisweilen hing ein Ast tief herunter, dann griff sich Zootz im Vorüberfahren einen Apfel. „Weißt du, daß du klaust?“ rief ihm Wermann nach hinten zu. „Ja“, rief Zootz und rupfte den nächsten ab.

Eschhain lag in einer Geländesenke. Für gewöhnlich stiegen sie, bevor es abwärts ging, für ein paar Minuten ab, um das schöne Bild, das sich ihnen bot, zu betrachten. Ringsum das Flachland, lauter Grün- und Erdtöne, und da das Dorf, das mit seinen Dächern und Baumkronen wie in einer Riesenschüssel lag.

Dort unten kannten sie jedes Dach und jedes Gehöft, das dazu gehörte, und jeden Bauern, der darin wohnte, und die Bäuerin, die sein Leben teilte. Selbst die Hunde hatten sie kennengelernt, weiß Gott, damals, als sie noch die einzelnen Höfe abgrasten, um ihre Besitzer von den Vorteilen der genossenschaftlichen Arbeit zu überzeugen. Sie hatten auch ihren Stolz, diese tüchtigen Bauern, und eine von langher überlieferte Lebensweise, und obwohl sie ihnen im Grunde bereits zuwider geworden war, hatten manche sie erst mit großer Überwindung aufgegeben. Aber weit eher als viele andere Dörfer war Eschhain vollgenossenschaftlich geworden. Zu einem gewissen Teil war dieser frühzeitige Aufschwung der Gemeinde den Paten aus der Industrie zu verdanken, denn der Zähigkeit eines Wermann und dem Feuerifer eines Zootz war schwer zu widerstehen. In wieviel Versammlungen hatten sie den Bauern und Bäuerinnen geschildert, wie sie die Probleme in der Chemieproduktion durch eine kollektive Arbeitsweise bewältigten – und nur dadurch! Darin besaßen sie als Industriearbeiter größere Erfahrungen als die jungen Genossenschaftler, darin waren sie stärker, und als Stärkere wollten sie den Schwächeren helfen, darin sahen sie den Sinn ihres Kampfes um den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit“.

Zwei Genossenschaften bestanden nebeneinander in Eschhain, die „Zukunft“ und die „Hainbusch“, die vom Typ III neben der vom Typ I. Nun mußten sie Schritt für Schritt lernen, auch miteinander zu arbeiten und zu leben. Ganz so, wie es von hier oben aussah, wo das Dorf unter seiner Dächerdecke zusammengeschlossen dalag wie eine einträchtige Familie, ging es da unten nämlich noch nicht zu.

Wermann und Zootz stiegen wieder auf die Sättel und ließen, ohne zu treten, die Räder rollen. „Viel Äpfel hat's dieses Jahr“, rief Zootz. „O ja“, rief Wermann zurück, „aber komm lieber näher ran!“ Rechts vor ihnen erschien jetzt ein dickummauertes Gehöft, das dem Mühlenbauer gehörte. Zootz rief von neuem etwas nach vorn. „Ich bin neugierig“, sagte er, und Wermann erwiderte: „Ich auch.“

Beide dachten dabei an eine Bauernversammlung der LPG „Hainbusch“ im Oberen Gasthof, an der sie vor vier Wochen teilgenommen hatten. Nur neun von vierzehn Bauern waren erschienen und der Bürgermeister. Von Anfang an war die Atmosphäre merkwürdig gespannt gewesen. Wenn man sich sonst begegnet war, hatte man immer ein paar Worte über das Wetter gewechselt, diesmal saßen sie stur, krampfhaft-gefaßt auf ihren Plätzen und sahen am anderen vorbei. Der Mühlenbauer, einer der fähigsten Landwirte im Ort, fehlte. Er hatte vor aller Ohren erklärt, er gehe nicht mehr in Versammlungen, an der Leute teilnehmen, die seinen Kühen das Futter stehlen.

Um die Milchabrechnung vom letzten Monat war es gegangen. Einige Bauern der LPG „Hainbusch“ waren mit der Ablieferung beträchtlich im Rückstand, wie sich aus der Liste der Molkerei ergab, die der Bürgermeister herunterlas. Die Bauern hatten dageessen, mit Gesichtern, die ausdrückten, daß sie sich die Dinge zwar anhörten, im Grunde aber langweilig fanden.

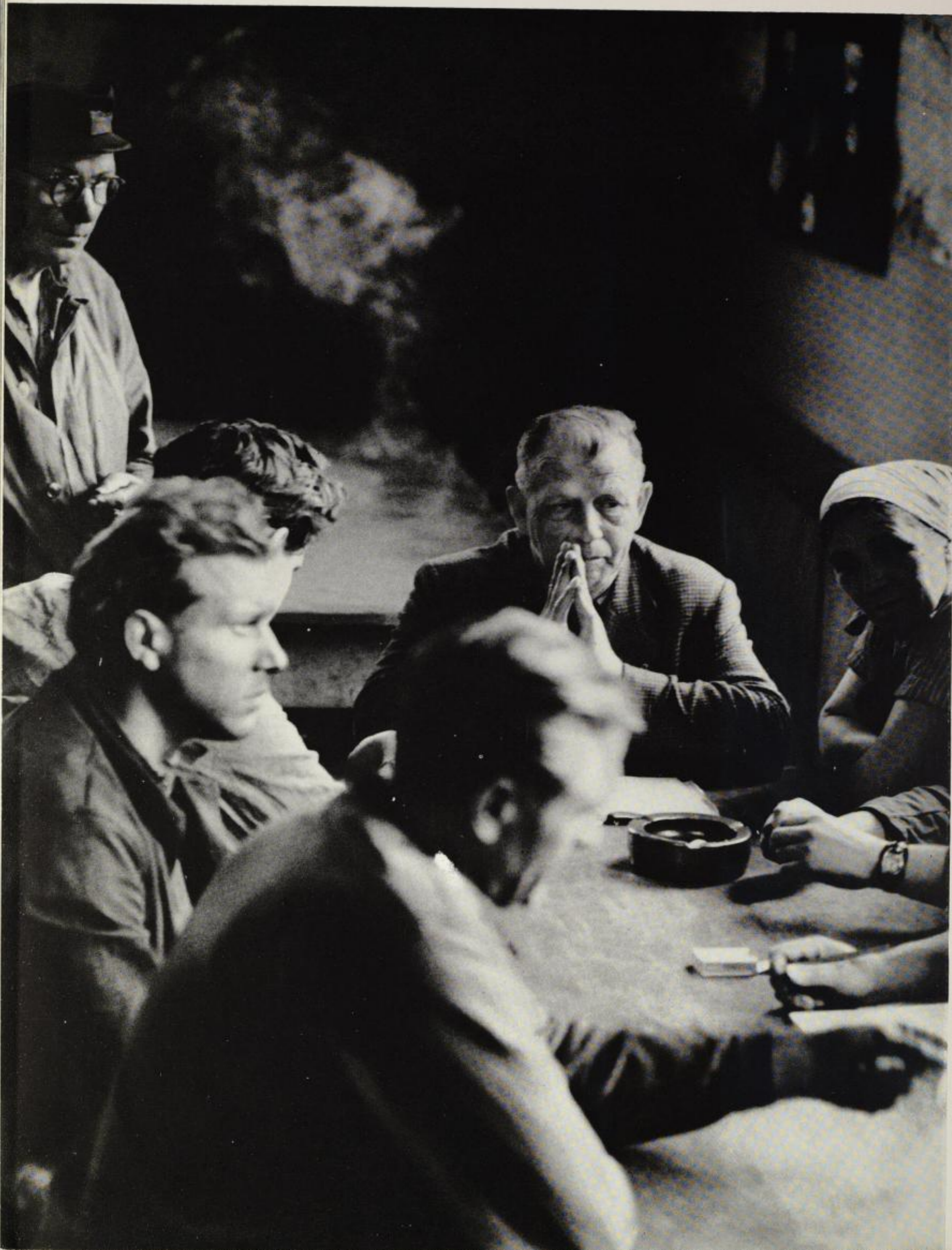
Dann war der Mühlenbauer doch noch gekommen. Ein alter, knochiger Hüne mit einer hochgeschlossenen, schwarzen Joppe, trat er ein und quetschte sich in die Ecke neben der Tür. Ohne Rücksicht auf die Versammlung begann er zu erzählen, eben habe sein Hund einen Steinmarder erledigt, als dieser über den Hof wischte. Darüber kamen sie lang und breit ins Schwätzen, aber der Vorsitzende, der mit seinem rosigen Gesicht und weißen Haarkranz sehr würdig und verbindlich vornan saß, machte lange keine Anstalten, dem breitgewalkten Gerede ein Ende zu setzen. Wie kam es zu dieser plötzlichen Mißstimmung, hatte Wermann sich gefragt.

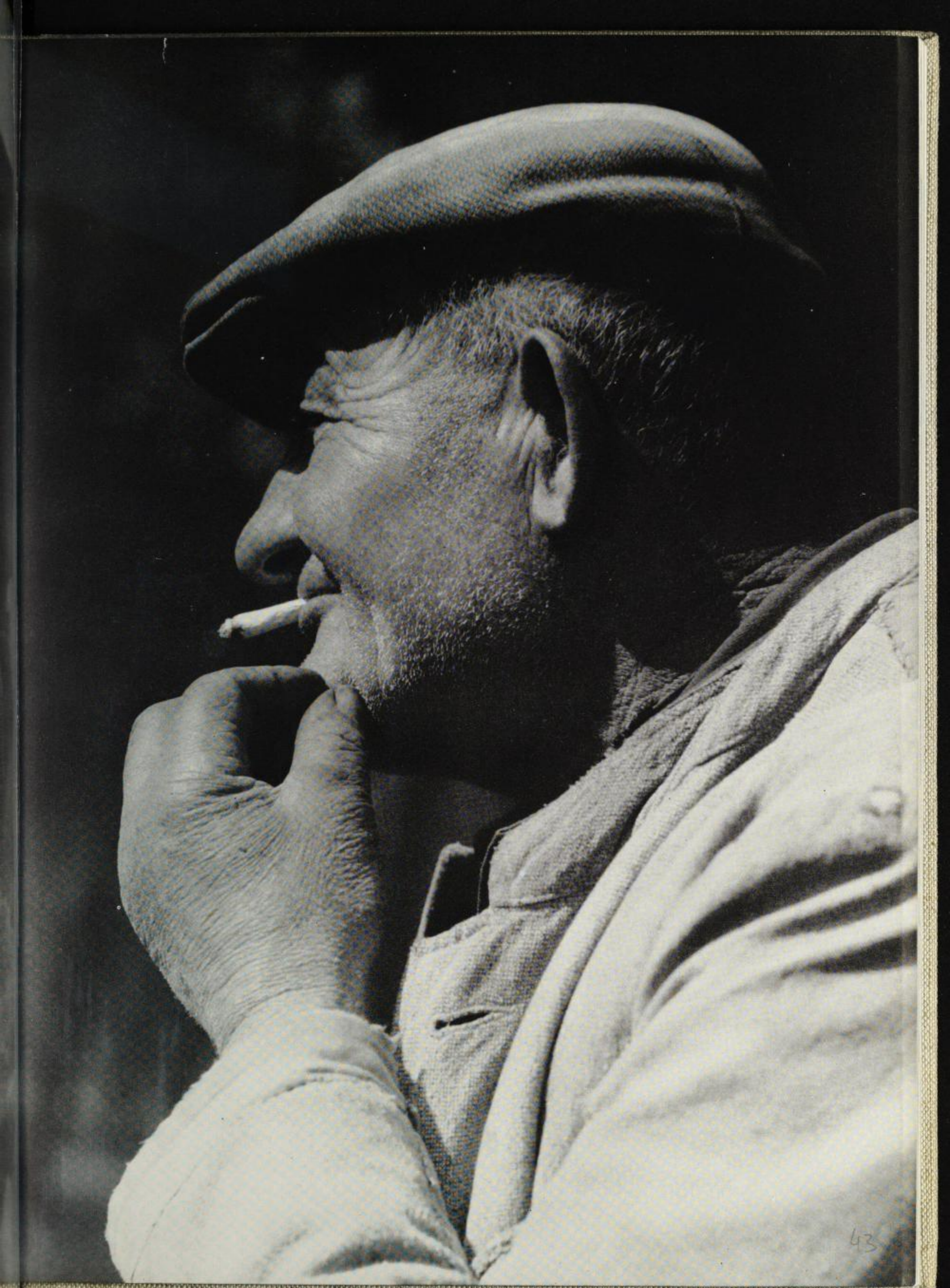
Noch heute stieg ihm die Wut hoch, wenn er daran zurückdachte, wie er sich damals gequält hatte. Nicht etwa, weil er nicht in seiner Brigade saß und dreinfahren durfte, wie es ihn juckte. Keineswegs auch, weil es in Eschhain Spannungen und Auseinandersetzungen gab; die würde es geben, solange es Widersprüche gab, und Widersprüche, solange es Leben gab. Aber ihm mißfiel dieses isolierte Beieinanderhocken. Bisher bestand die Gepflogenheit, daß sich die vom Typ III und die vom Typ I gegenseitig zu ihren Versammlungen einluden. Nicht jedes Mal, aber dann und wann hatte ein Bauer der „Hainbusch“ an den Beratungen der „Zukunft“ teilgenommen, und umgekehrt. Doch das war offenbar eingeschlafen; niemand war eingeladen worden. Und der Mühlenbauer (aber das wußte Wermann natürlich nicht) hatte, ehe er hereinkam, zuvor durch die Fenster gelugt, ob man auch unter sich wäre, ohne „die von der Zukunft“. Dabei waren das Männer, die den Kopf aufrecht tragen durften, die zu wirtschaften und zu rechnen verstanden. Das hatten sie früher als Einzel- und heute als Genossenschaftsbauern bewiesen. Noch immer hatten sie ihren Stolz darin gesehen, aus Stall und Feld das Beste herauszuholen und ihren Plan zu erfüllen, dem Staat zu geben, was des Staates ist. Sogar den heimlichen Ehrgeiz hatten sie, der Genossenschaft vom Typ III zu beweisen, daß sie es besser konnten, das wußte Wermann. Unlängst hatte ihm ein Hainbuschbauer angedeutet, er mache sich Gedanken, ob sie nicht ihre Rinder in größere Ställe zusammenlegen sollten. Das war doch ein Schritt vorwärts, wieder ein Schritt zum Wir. Und nun erlebte man diesen Rückschlag!

Inzwischen hatte der Bürgermeister eine andere Liste zur Hand genommen und rechnete ihnen die durchschnittliche Milchleistung je Kuh und Tag vor. Bei der „Zukunft“ betrug sie 11,20 Kilogramm, bei der „Hainbusch“ dagegen nur 7,90 Kilogramm. Das gäbe doch zu denken, meinte der Bürgermeister. Na, und ob, warfen ihm die Bauern hin, und er mußte ein wahres Trommelfeuer von Anwürfen über sich ergehen lassen. „Sie könnten nur so viel Milch abrechnen, wie sie Futter hätten!“ – „Wer bekäme denn die Treber? Die Hainbusch jedenfalls nicht!“ – Als der Bürgermeister die versteckten Beschuldigungen zurückwies und ihnen entgegenhielt, sie blieben auf ihren Erfahrungen aus der Einzelwirtschaft sitzen, auf den alten Wahrheiten, aber es gäbe auch neue, da machten sie sich noch mehr Luft. Von der Milch und vom Futter kamen sie über die Schichtfahrer der MTS, die angeblich nur auf den Feldern der „Zukunft“ kutschierten, zu den Gespannen und Geräten und wieder zum Futter und zur Milch. Das war wie ein Strudel, aus dem man sich nicht befreien konnte. Der Bürgermeister kam nicht weiter.



Drei Generationen in einer LPG-Versammlung





43



Jetzt bekommt er seine Fehler zu spüren, hatte Wermann gedacht, daß er die Angelegenheit hier, wo sie sozusagen in der Familie bleibt, zur Sprache bringt und nicht im Gemeinderat. Dort war die Öffentlichkeit, die die politischen und ökonomischen Fragen beantwortet. Dort saßen sie alle zusammen und konnten sich ihren Ärger offen ins Gesicht sagen und gemeinsam die Ursachen suchen und gemeinsam die Lösung finden. Nicht wie hier, wo der eine Teil sich fürchterlich aufregt, während der andere, die „Zukunftfleute“, zur gleichen Zeit vielleicht vorm Fernsehschirm sitzt und sich über ein Lustspiel amüsiert. Und er, Wermann, hatte die ganze Zeit über mit gepreßten Lippen dagesessen. Von den Einzelheiten, die ausgesprochen wurden, erfaßte er nicht alle. Und was war daran wahr und was nicht wahr? Deshalb konnte er auf Anhieb nicht viel Konkretes sagen. Aber eins hätte er ihnen auch als Nichtbauer sagen können: daß die LPG Typ III „Zukunft“ deshalb eine bessere Milchleistung aufweist, weil dort eine bessere Futtergrundlage vorhanden ist; und daß diese deshalb vorhanden ist, weil die Futterflächen bereits zusammengelegt sind und alles in größeren Maßstäben läuft. Im Gegensatz zur „Hainbusch“, die zu viel Vieh und zu wenig Futterfläche hat. Und daß sie drüben große Ställe und neue wissenschaftliche Fütterungsmethoden und moderne Anlagen haben, und vor allem einen Viehzuchtbrigadier, das heißt einen Mann, der den ganzen Tag nur für den Stall da ist und sich darum kümmern kann, daß das Vieh regelmäßig gefüttert wird. Das Gleichmäßige und Regelmäßige beim Füttern und Pflegen ist doch fürs Vieh ausschlaggebend. Aber das ist eben die Grenze, wo es auf dem alten Weg nicht mehr weitergeht. Sie stehen früh um vier auf, würgen bis spätabends, und dann erst geht es in den Stall hinein.

Aber Wermann verkniff es sich, den Bauern das alles zu sagen. Das sollten ihnen besser die Fachleute, die Fachkollegen der „Zukunft“ sagen. Er war Industriearbeiter. Ein bißchen wußte er in der Landwirtschaft Bescheid, trotzdem würde es aus seinem Munde in den Ohren der Bauern wie angelesenes Zeug klingen, nach Phrase, nach Agitation, und es bestünde Gefahr, daß der Mühlenbauer, mit einem dünnen Lächeln in seinem alten, knochigen Gesicht, ihm zurief: Klugscheißer!

Deshalb hatte er zunächst nichts gesagt. Doch dann plötzlich hatte er sich vor den Bauern reden hören, und sie hatten ihn angeblickt, als bemerkten sie erst jetzt, daß er bisher geschwiegen hatte.

Im allgemeinen hatten sie eine gute Meinung von dem kleinen, mageren Arbeiter mit den ruhigen Augen und der wohlwollenden Stimme. Wermann war ein Mann von einem ganz anderen Typ als jene herkulischen Brigadiers, die vielfach in Romanen vorkommen und auf wenigen Zeilen die Augiasställe der Vergangenheit ausmisten. Er schaffte es auf eine stille, hartnäckige Art. Seit er im Dorf aufgetaucht war, hatte er niemals geschwätzt. Nichts an ihm war Phrase. Hinter jedem Wort spürten sie seine Gradlinigkeit, seine Menschlichkeit und Entschiedenheit. Vor einem solchen Mann, der noch dazu selbst Tüchtiges leistete, hatten sie Achtung, zumindest Respekt. Und Zootz – diesen fröhlichen Rempel, dessen Bild man erst neulich in der „Freiheit“ abgedruckt fand, den hatten sie sowieso gern. Der war nicht so verbiestert ernst. Der war im Dorf auch sonst beliebt, bei den Frauen nämlich, bei alten wie jungen. Drum hatte er auch immer, wenn er von Eschhain heimfuhr, nestfrische Eier mitbekommen für seine Kinder, seine drei.

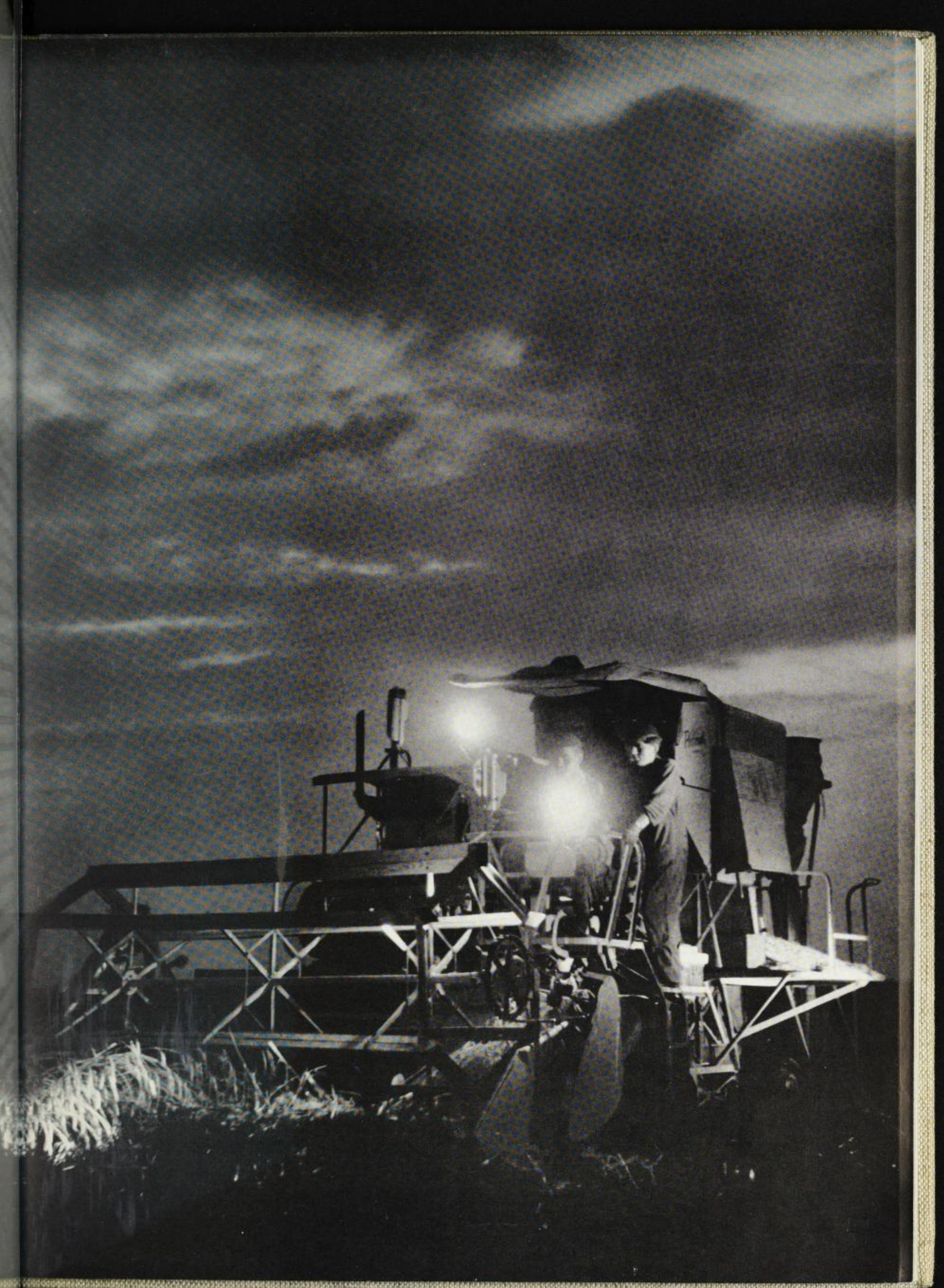
Wermann hatte also das Wort ergriffen. Auch in ihrem Werk gäbe es Betriebe, hatte er begonnen, wo gut, und solche, wo nicht gut gearbeitet wird. In ihrer Chlorbrigade hätten sie es stets so gehalten, daß sie nicht nur den eigenen Betrieb hochbringen, sondern auch den schwächeren Nachbarn mitziehen wollten. Weil ja erst durch eine gleichmäßige Entwicklung der Nutzen für alle herauskäme und auch der größte Nutzen (dabei hatte er den Daumen gegen den Zeigefinger gerieben) für den einzelnen. Um das zu verstehen, brauche man kein Doktor zu sein. Zootz sei auch kein Doktor . . .

Als habe er auf sein Stichwort nur gewartet, war Zootz aufgesprungen und hatte ihn unterbrochen. Mit seiner schwungvollen Stimme, daß der ganze Raum davon hallte, hatte er den Bauern zugerufen: „Jawohl, das gehört zum wirklichen Leben! Ich kann mir anders das Leben nicht denken. Ich bin nicht allein auf der Welt. Ich muß doch durch die eigenen Fenster gucken, ob nicht andere meine Hilfe brauchen!“

Dann hatte er den Bauern geschildert, wie er von seiner Brigade in einen anderen Betrieb, der mit der Planerfüllung ständig hinterherhinkte, delegiert wurde, um sozialistische Hilfe zu geben, erst für sechs Wochen, dann für weitere sechs Wochen. Das war nicht alles gleich glatt gegangen. Er selbst hatte es erst 'runterschlucken müssen, daß er plötzlich sechzig Mark von seinem Monatsverdienst einbüßte, weil der neue Betrieb noch nicht einen solchen Leistungsstand hatte wie sein früherer. Weiter erzählte er, wie er dort viele Arbeiter mit gutem Willen angetroffen hatte, aber auch einige andere, die ihn sozusagen als Schnüffler betrachteten. Das waren nur wenige, aber auf die wenigen kam es auch an; zum Beispiel auf den kommissarischen Betriebsleiter, der aus familiären Gründen resignierte; oder auf einen Meister, der während der Arbeitszeit Sportzeitungen las und dadurch die Kollegen verärgerte; oder auf einen Chlorierer, sonst ein guter Arbeiter, nur daß er es mit dem Stundenschreiben nicht genau nahm; oder auf einen anderen, der offen gegen die Übernahme von Garantien über die eigene Arbeit stänkerte. Da hätte sich gezeigt, sagte Zootz, daß sich nicht im Hilfegeben allein die Stärke bewies, sondern auch im Hilfeannehmen. Doch die meisten Kollegen waren sogar froh, daß mal einer kam, der nicht die Scheuklappen des eigenen Betriebes vor den Augen hatte und der die Fehler erkannte und sie aussprach. Denn im Grunde wünschten sie allesamt, daß auch ihr Betrieb einen höheren Leistungsstand erreichte. Und so hätte er ihnen seine Erfahrungen übermittelt, und vor allem eben die besseren, erprobten Arbeitsmethoden.

Während er darüber Näheres erzählte, beobachtete Wermann, wie es hinter den Stirnen der Bauern arbeitete. Er streifte mit flüchtigen Blicken die Gesichter der Umsitzenden. Prächtige Kerle! Bei allen war über der Stirn die Kopfhaut heller, wo sonst die Mütze aufsaß. Ihre Joppen rochen nach Ernte. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, dachte Wermann, wenn bei diesen tüchtigen, fleißigen Männern nicht auch die bessere Einsicht siegen wollte!

„Ihr habt doch auch Erfahrungen auf den Tisch zu legen“, stieß er nach, als Zootz zu Ende war. „Seid nicht zu stolz, Hilfe anzunehmen.“ Darauf machte er ihnen einen Vorschlag. Sie sollten doch einmal in die Ställe der „Zukunft“ gehen und sich an Ort und Stelle alles genau ansehen und erklären lassen, wie die es machen. „Laßt euch die Futterpläne zeigen . . ., das wißt ihr besser als ich, auf was man da alles achten muß.“



So war es also zugegangen in der Bauernversammlung. Nachdem Wermann seinen Vorschlag gemacht hatte, waren die kleinen, flinken Augen des Vorsitzenden über die Versammelten gewandert, von denen keiner den Mund auftrat, und auch er war unschlüssig gewesen, was er erwidern sollte. „Nicht schlecht“, hatte er schließlich gestammelt. „Aber in der Ernte geht's schlecht, Wermann. Hinterher, gut. Im Winter mal. Da können wir mal sehen.“ Mehr hatte er nicht dazu gesagt, und der Mühlenbauer hatte dünn vor sich hin gelächelt über seiner hochgeschlossenen Joppe.

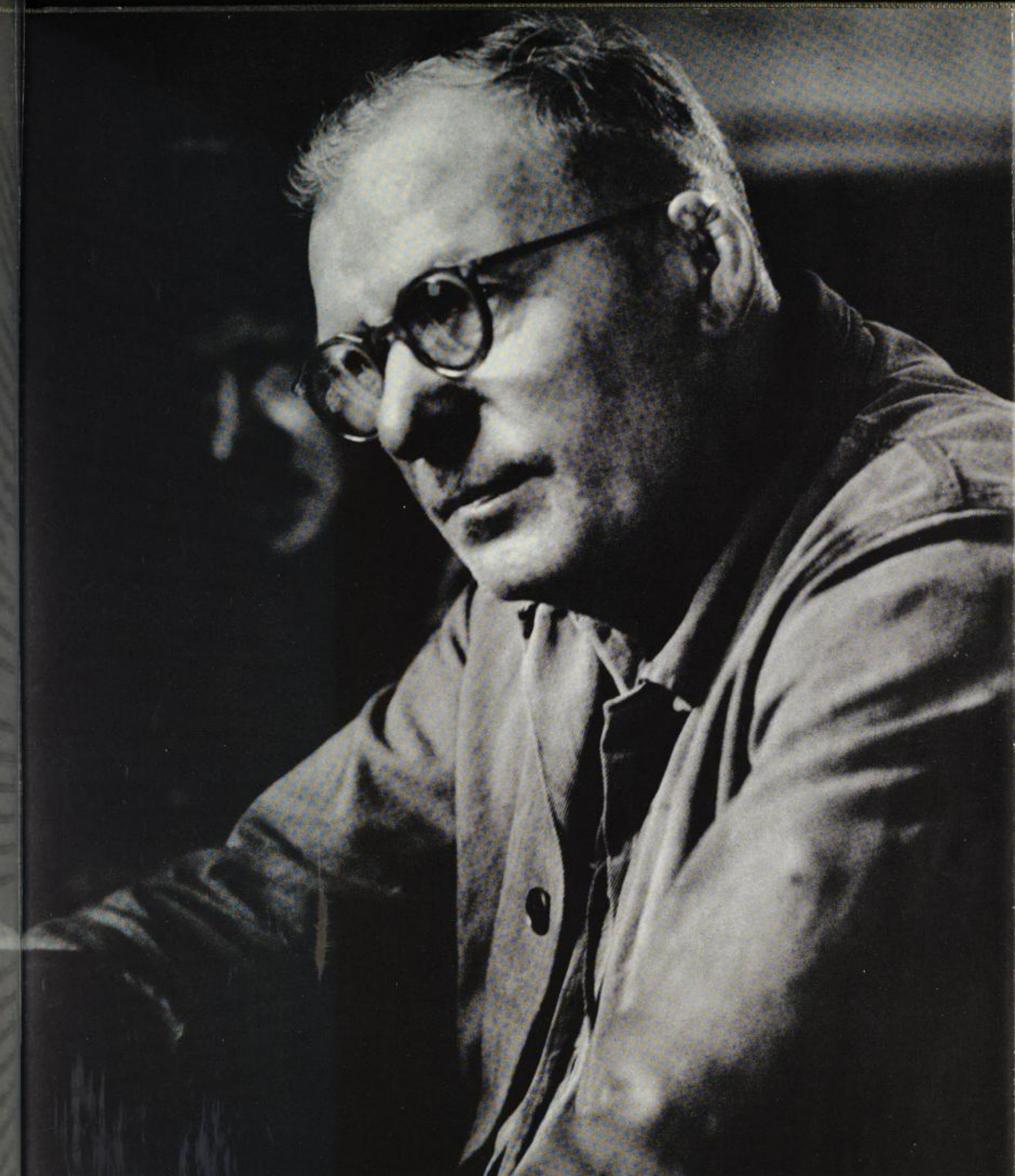
Vier Wochen waren seitdem ins Land gegangen. Nun waren Wermann und Zootz wieder in Eschhain und schon an der großen Milchrampe und der Konsumgaststätte vorüber. Hinter dem Schulhaus bogen sie nach rechts ab. Jetzt mußten sie ein Stück längs des Baches radeln, an Vorgärten vorbei, in denen die Johannisbeersträucher schon welkten, die Dahlien aber noch wunderschön blühten. Und schon fuhren sie ins Tor der LPG „Zukunft“ ein, gerade als eine Vierergruppe von Bauern den Hof überquerte.

„Hoi, hoi!“ rief Zootz nach der Begrüßung aus. Der langgestreckte Stallflügel war inzwischen fertig gedeckt worden, frischrot, das war schnell gegangen! Und bei der Hoflinde, die unter Naturschutz stand, stelzten prächtig zwei Pfauen, Neuerwerbungen, wahrhaftig Pfauen! Zootz staunte.

„Je, je!“ sagte auch Wermann erfreut, er jedoch aus einem anderen Grund. Weil er neben dem Vorsitzenden Witt der LPG „Zukunft“ und dem Viehzuchtbrigadier zwei Mitglieder der LPG „Hainbusch“ stehen sah, den anderen Vorsitzenden nämlich, dessen weißer Haarkranz im letzten Sonnenschein leuchtete, und den Mühlenbauern, der wie immer seine hochgeschlossene Joppe trug. Na endlich, dachte Wermann beglückt, na also! „Wir wollen in den Stall“, sagte Witt.

Die beiden Arbeiter schlossen sich ihnen an. Der Stall war riesig lang, eine zementierte Fahrbahn führte mitten hindurch bis ganz nach hinten. Zu beiden Seiten standen die Schecken gereiht, sauber im Stroh, als wäre hier Sonntag. Sie sahen sich alles an, die selbsttätigen Tränkebecken und die mechanische Entmistungsanlage. Sie folgten dem Viehzuchtbrigadier, als er einen Futterverteilungswagen vorführte, der an den Futterkrippen entlangfuhr und automatisch die genau dosierte Futterration abgab. Wermann setzte sich indessen auf einen umgestülpten Melkeimer und dachte froh: Manchmal merkt man seine Knochen doch, aber manchmal macht sogar das Spaß!

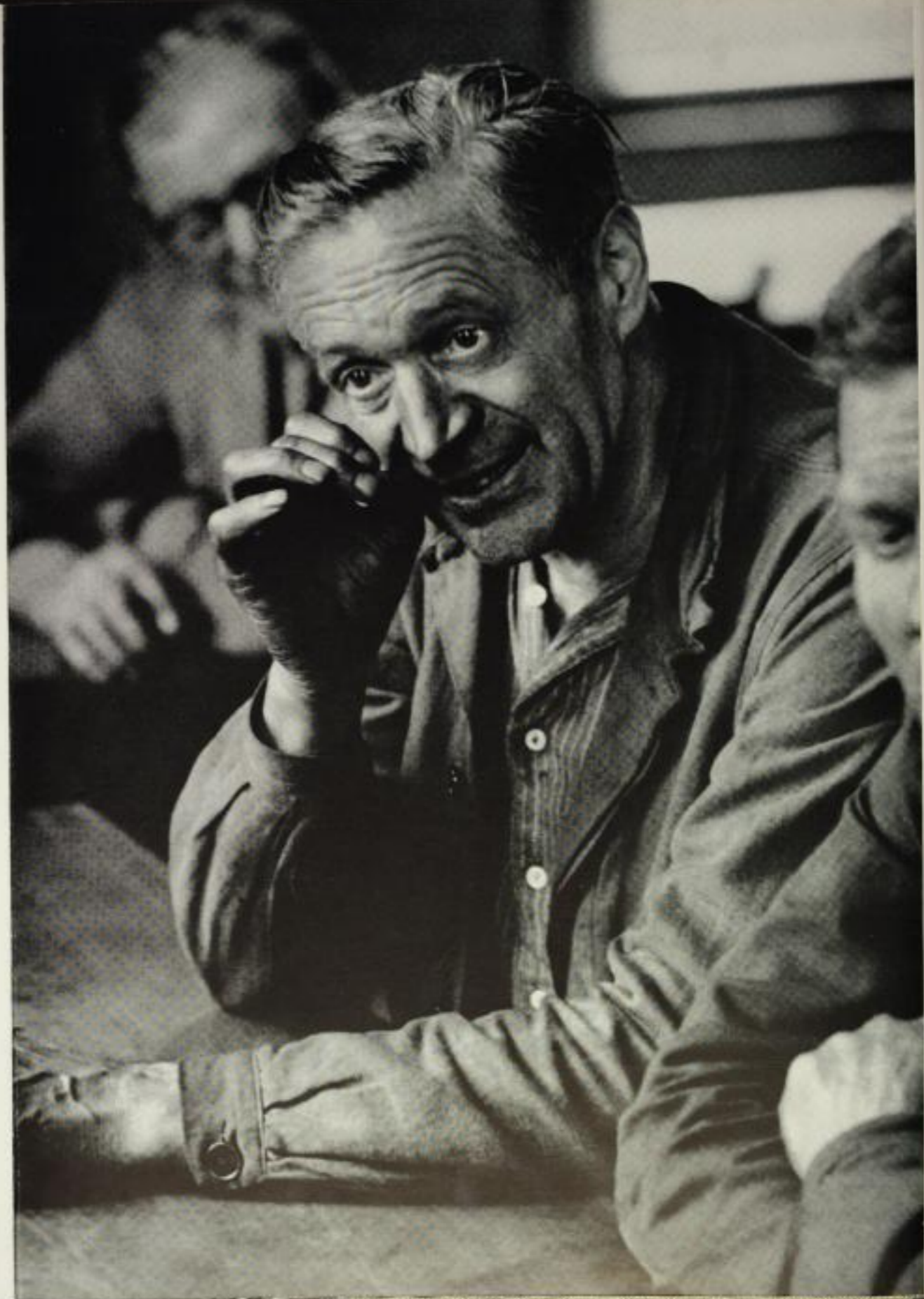
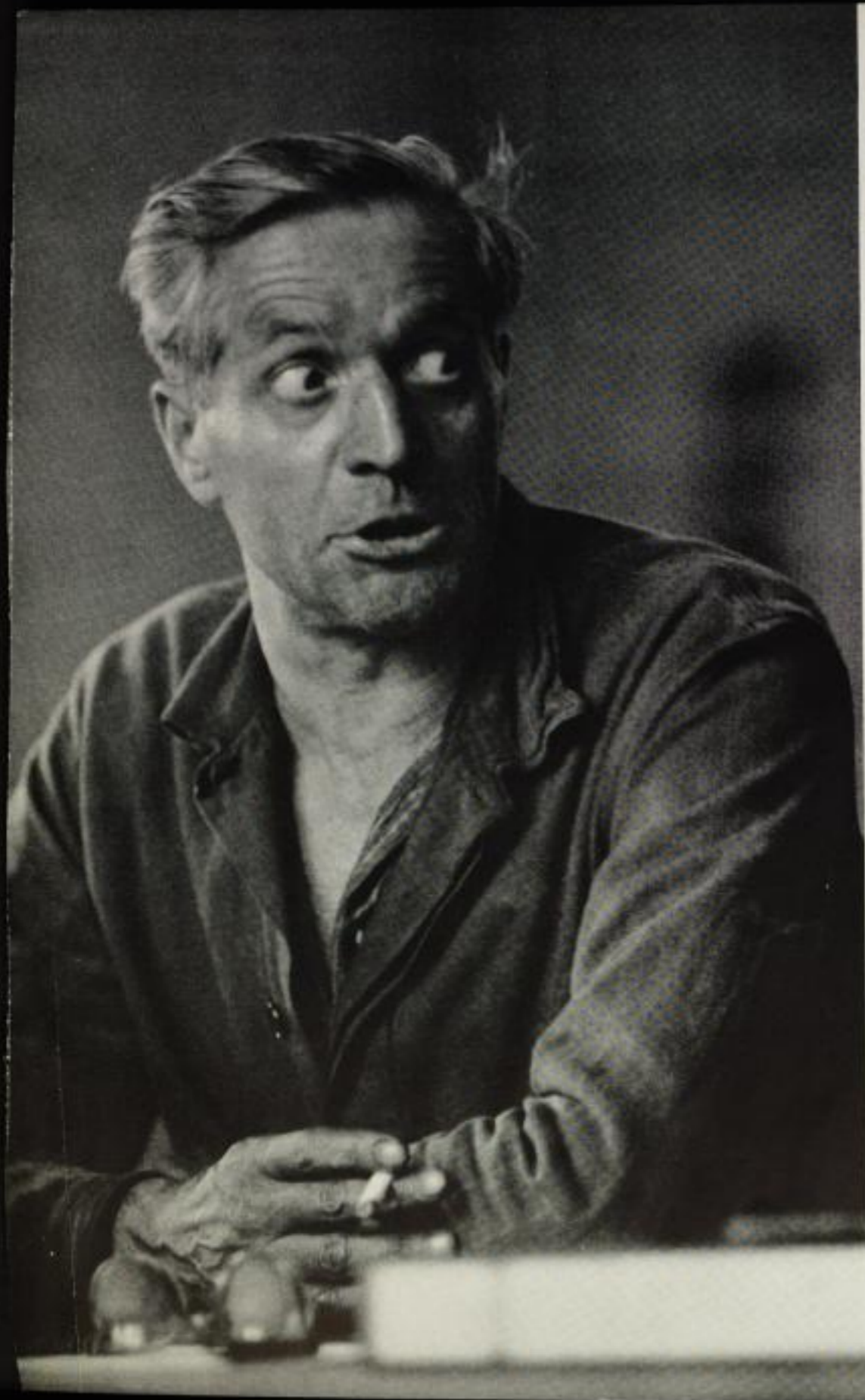
Wenn Sie zufällig einmal die Strecke Eschhain – Pratschütz – Bitterfeld fahren, kann es sein, daß Sie zwei Radfahrern begegnen. Vielleicht erscheinen sie Ihnen im Licht Ihres Scheinwerfers. Nicht ausgeschlossen, daß es die Chlorarbeiter Wermann und Zootz sind, die regelmäßig einmal im Monat nach Eschhain und zurück fahren. Stets halten sie sich hintereinander auf dem schmalen Pflasterstreifen der Landstraße. Das Paar erkennen Sie daran, daß der Schrittmacher ein schwächlicher Fünfundfünfziger und der andere ein mächtiger Bursche mit breitem Rücken und strohblondem Haar ist. Die beiden fahren nicht schnell, aber zügig. Denn sie wollen heim. Am nächsten Morgen müssen sie wieder halb fünf heraus, zur Schicht. Und noch eins: Die Geschichte, die ich hier zu erzählen begann, erzählt Ihnen – die Geschichte weiter.



Roter Treff im Graphitbetrieb. „Plane mit, arbeite mit, regiere mit!“

49



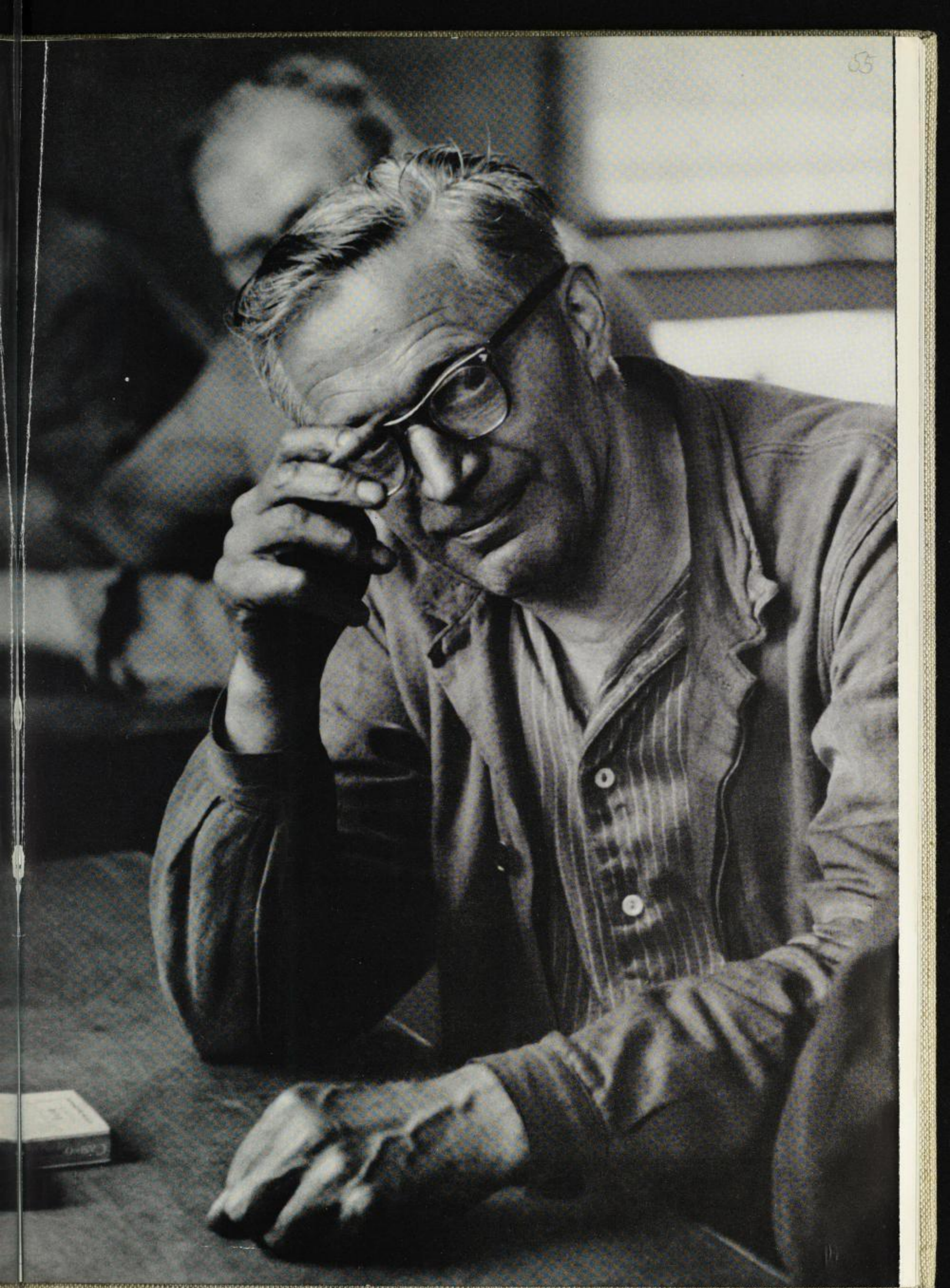


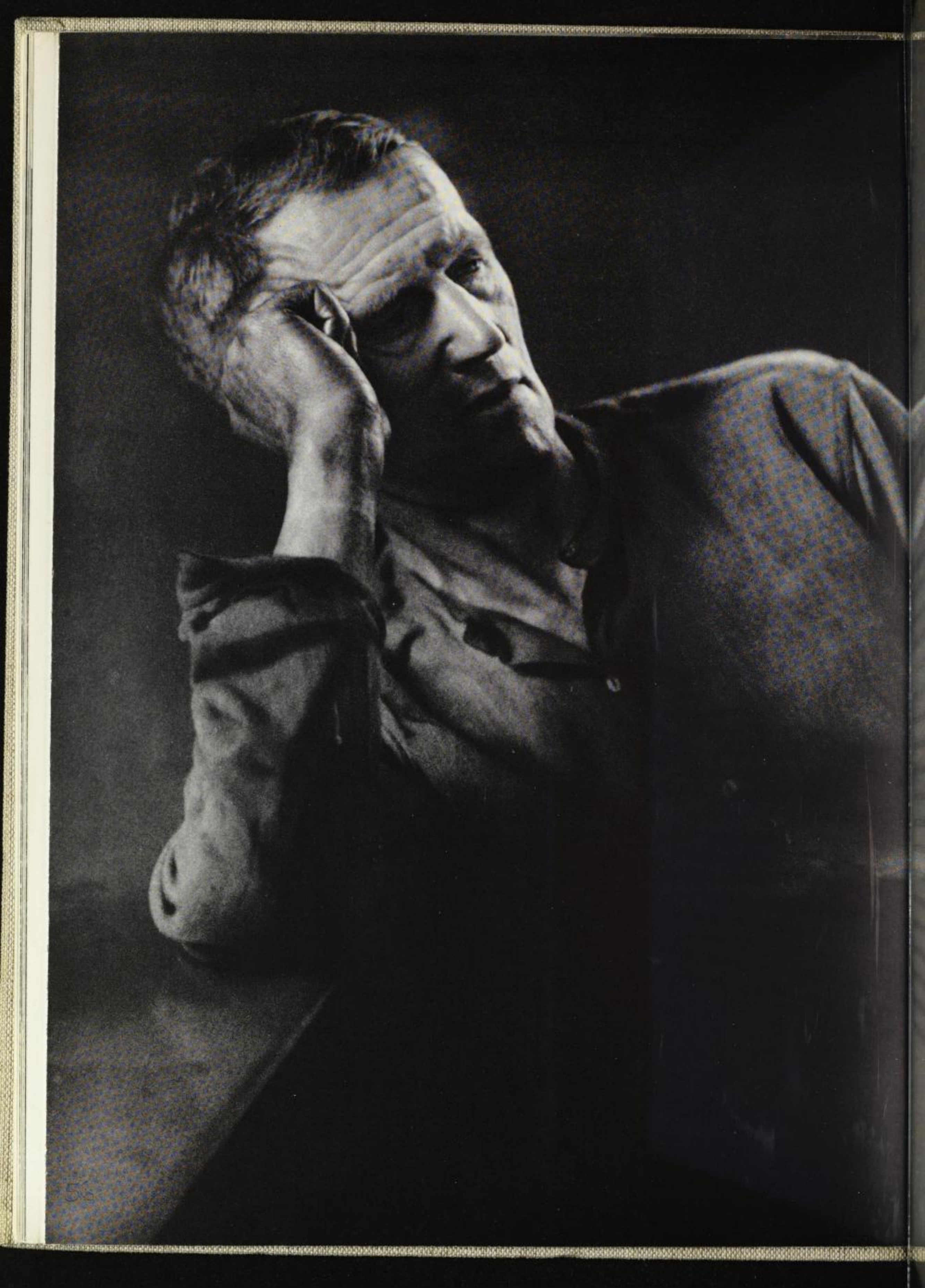
57

58



54





Streiflicht

Am Aschermittwoch erschien kurz nach zweiundzwanzig Uhr der Leipziger Schriftsteller B. in der Gaststätte des Kulturhauses und nahm mit den Worten: „Gerade habe ich etwas Wunderbares erlebt!“ an unserem Tisch Platz. Mit seinem letzten technisch-utopischen Roman hatte B. großen Erfolg. Er war eingeladen worden, im Lehrlingswohnheim des Kombinats aus seinem Buch zu lesen. Von daher kam er eben zurück und erzählte uns folgendes: Halb acht Uhr hatte der Leseabend beginnen sollen. Als er, von Leipzig kommend, ungefähr zehn Minuten früher das Wohnheim betrat, herrschte in den Korridoren eine Stille wie zur Schlafenszeit. Nur ein einzelner Bursche in Turnhosen schlurfte, Handtuch und Seife in der Hand, zum Waschraum. Ihn fragte er, wo sich die Heimleitung befinde, weil er dort den Verlauf der Veranstaltung zuvor absprechen wollte. Der Angeredete wies auf eine der Türen im Gang.

Der Heimleiter, etwa dreißig Jahre alt, war von dem Erscheinen eines Schriftstellers höchst betroffen. Von einer Buchlesung im Lehrlingswohnheim war ihm nämlich nichts bekannt. Ob keine Verwechslung vorliege? fragte er. Ob der Termin stimme? B. hielt ihm den Veranstaltungskalender des Kulturpalastes unter die Nase, da war es groß und breit angekündigt. Außerdem stand in der Eingangshalle eine Tafel mit dem Hinweis auf den Leseabend. Aber der Heimleiter zuckte die Achseln. Es tue ihm leid, aber es sei niemand da. Eine für ihn peinliche und für den Schriftsteller, der eigens aus Leipzig herübergekommen war, eine ärgerliche Situation. Er gab dem Heimleiter zu verstehen, daß auch er seine Zeit nicht stehe. Sicher war der Zeitpunkt für die Buchlesung, ein Tag nach Fastnacht, nicht günstig gewählt. Der Heimleiter versuchte, sich und die Jugendlichen damit zu rechtfertigen. Die meisten hätten gestern den Faschingsball der FDJ besucht. Man könne nicht gut verlangen, daß sie am nächsten Abend, nach einem vollen Arbeitstag, schon wieder eine Veranstaltung besuchten, noch dazu eine Buchlesung, die doch eine gewisse Konzentration erfordere. Was Wunder, wenn sie zu Bett gegangen seien.

Mittlerweile war es zehn Minuten nach halb acht geworden. B. überlegte, daß es keinen Zweck hatte, sich in langes Für und Wider zu verlieren. Um Schluß zu machen, schlug er vor, einen neuen Termin festzulegen. Sie saßen gerade über ihren Kalendern, als es dreiviertel acht kurz anklopfte, die Tür aufgerissen wurde und ein schlaksiger Junge eintrat. In einem erbot klingenden Ton fragte er, was los sei? Seit fünfund-

zwanzig Minuten saßen sie oben im Klubraum und warteten vergeblich auf den Schriftsteller. Der Heimleiter, sprachlos vor Überraschung, machte lediglich ein dummes Gesicht und deutete auf seinen Besucher. Dieser aber hatte mit der einen Hand schon seine Tasche, mit der anderen den Arm des Jungen gepackt und stürmte mit ihm die Treppe zum ersten Stock hinauf. „Ich habe dem Heimleiter nicht einmal die Hand gegeben“, sagte uns B., „so fuchsig war ich auf ihn. Im Klubraum saßen mehr als dreißig Lehrlinge!“

Wie B. erfuhr, hatte er – bis auf wenige Spätschichtler – eine Klasse der Betriebsberufsschule, die eine FDJ-Gruppe bildete, vor sich. Chemielaboranten, Schlosser, Elektriker, darunter fünf Mädchen, die alle im September dieses Jahres als Chemiefacharbeiter entlassen werden.

Während sie ihm das erzählten, und wie sie ihre Klasse in drei sozialistische Lernaktive aufgeteilt haben, auf das Ziel der höchsten Auszeichnung hin, die Goldmedaille im Berufswettbewerb, blickte er in ihre Gesichter: verlässliche, junge, von dem Willen zum Kollektiv geprägte Menschen. Sie haben ein riesenhaftes Lernprogramm zu bewältigen, haben aber auch die riesenhaften Entwicklungsmöglichkeiten, die ihr Staat ihnen bietet, vor Augen. Heute, wenn junge Menschen träumen, wäre es töricht, nicht kühn zu sein. Nur – dazu muß man viel können, und das muß erarbeitet, das heißt erlernt sein.

Die Lehrlinge haben die Lernaktive nicht nur gebildet, um sich gegenseitig in chemischen Gleichungen abzuhören und um durch die Schule zu kommen. Ihr Streben geht tiefer. Das waren keine Überlegungen, die der Schriftsteller B. in die Köpfe der Lehrlinge etwa hineindeutete. Er hörte sie einen Chemielaboranten, einen Burschen mit straff nach hinten gekämmtem Haar, der in der vordersten Reihe saß, aussprechen. „Weil wir erkannt haben“, sagte er, „daß das Lernaktiv unsere geistigen Kräfte erhöht und auch die individuelle Verantwortung erhöht, indem jeder einzelne von uns angespornt wird, seine Leistung zu steigern, weil sein eigenes Versäumnis sich im Gesamtergebnis der Klasse sofort widerspiegelt.“ Aus allen ihren Worten klang das sie einigende Vertrauen zur Gemeinschaft.

Niemand war zu Bett gegangen. Natürlich waren die Toreros und Matrosen und Mexikanerinnen von gestern beim Aufstehen heute früh jammermüde gewesen. Und auch nach dem Abendbrot hätte mancher lieber ein Bett als einen Schriftsteller gesehen. Denn morgen hieß es für sie wieder zwischen fünf und sechs heraus. Aber ihr Dasein war nicht allein durch eine Uhr von einem Tag zum anderen gelenkt. Sie besaßen auch einen Kompaß, der ihr Leben auf weitgesteckte Ziele richtete.

Auch die Zusammenkunft dieses Abends bewies es. Gestern, während sie sich Bartkoteletten unter die schwarzlackierten Sevillehüte schminkten und die Mexikanerinnen ihre kurzen Röcke noch um ein Stück kürzten, hatten sie sich ausgemacht: Ehrensache für das Klassenkollektiv, morgen vollständig an der Schriftstellerlesung teilzunehmen und sich lebhaft an der Diskussion über utopische Literatur zu beteiligen. Dazu hatten sie von keiner Seite mehr einen Anstoß gebraucht.

„Ich habe noch nie aufmerksamere, aufgeschlossener Zuhörer gehabt“, sagte uns B. „Und was mich betrifft, so merkte ich, während ich vor ihnen sprach, daß ich vor innerer Bewegtheit eine ganz andere Stimme als sonst hatte. Soviel Zukunft! Ich kam mir mit meinem Roman gar nicht mehr sehr utopisch vor.“

Bewährung im Chlor

Nachtschicht am Salzlager. Auf dem Werkgleis stehen aneinandergereiht zwanzig mit Steinsalz beladene Eisenbahnwaggons. Einer nach dem anderen werden sie mit einem Dieselschlepper unter den Kran geschoben und dann entleert. Von der Kranbahn herunter strahlen Scheinwerfer den Arbeitsplatz an.

Hinter dem Salzlager, das zum Chlorbetrieb III gehört, aber von ihm einige Werkstraßen entfernt liegt, schließt sich das freie Reichsbahngelände an. Von da fegt der Wind nur so herein – eine unfreundliche Ecke und ziemlich verlassen.

Nur zu zweit sind sie hier in der Schicht, der Kranführer und der Schlepperfahrer. Ein kleines, ganz auf sich gestelltes Gespann, der eine hoch oben in der Kabine, der andere zu ebener Erde bei den Loren, doppelt einsam bei acht Stunden Nachtschicht.

Solange der Kran fährt, steht der Schlepperfahrer abseits, denn niemand darf sich unterhalb des arbeitenden Greifers aufhalten. Hat umgekehrt der Schlepperfahrer am Boden zu tun, sei es, daß er das restliche Salz aus den Wagenrändern zusammenschippt, sei es, daß er den nächsten Waggon heranschiebt und die Hemmschuhe legt, dann fährt der Kran zurück und stoppt. So lauten die Arbeitsschutzbestimmungen.

Steht der untere Mann auch abseits, belauert er dennoch die Bewegungen und Geräusche des Krans. Schwer summend gleitet die Laufkatze über die Schienen. Der Greifer, mit aufgerissenen Schaufeln einige Meter über der Lore langsam hin- und herpendelnd, nimmt zunächst Maß, damit er den Rachen auch voll bekommt. Die Halteseile und Schließseile singen vor Spannung, und der Mann, der im Kran arbeitet, behält sie im Auge. Daß sich ja kein Seil verklemmt! Jetzt läßt er den Greifer stürzen, der sich nach einem zugleich dumpfen und knirschenden Aufschlag in die Salzladung frißt.

Ringsum steht die Nacht. Aber die Lichtglocke des Arbeitsplatzes ist gleißend hell. Denn die Scheinwerferstrahlen werden von Myriaden Salzkristallen zurückgeworfen. Die unmittelbare Nachbarschaft von Dunkelheit und greller Helle bringt einen starken Kontrast in das Bild: die schwarze Eisenkonstruktion des Schienenkrans gegen das harte Weiß des Salzes.

Im Bunker neben den Gleisen wachsen die Salzberge immer höher, immer weißer an. Aber sie wachsen nicht in den Himmel. Denn am Fuße der jäh abböschenden Salzwächten spült gleichzeitig warme Dünnssole

das Steinsalz ab und löst es auf. Tag und Nacht. Ist die Salzwand unterhöhlt, bricht sie nach. Immerfort muß die Löserin, die Löserin jeder Schicht, die in Gummistiefeln im Spülbecken arbeitet, inmitten der quirlenden Sole, die Wasserschläuche verlegen. Sie steht dort unten wie in einer verharschten Schneelandschaft, in der ein Gebirgsbach strudelt.

In der Löserei – um die nächste Stufe des Prozesses gleich mit zu schildern – werden der so gewonnenen Salzlösung Bariumsalze und Soda zugesetzt, mit dem Zweck, sie von bestimmten Mineralien zu reinigen; nur eine saubere Lösung ergibt hochprozentiges Chlorgas. Hierauf wird sie durch ein Rohrnetz, das sich hoch über den Werkstraßen hinzieht, zunächst in die großen Behälter des Chlorbetriebes geleitet, aus denen nun die unaufhörlich fahrenden, unersättlichen Elektrolysebäder gespeist werden. Nie darf deshalb der Zufluß von Salzlösung unterbrochen sein, nie im Bunker der Rohstoff Steinsalz ausgehen, nie die Waggons, die ihn heranbringen, ausbleiben. Und sind sie da, müssen sie sofort entladen werden, damit sie zurückgehen und neues Salz heranholen können.

Ladung auf Ladung hebt der Greifer aus dem Waggon, fährt, aus dem geschlossenen Maul weiß triefend, zum Bunker und entlädt. In glitzernden Bahnen von weißer Seide fällt das Salz herab. Nun, der Chemiker hat recht – diese Salzstrahlen bestehen aus Natriumchlorid, aus NaCl. Aber am Salzlager hat sich noch etwas anderes zugetragen, was man nicht durch eine chemische Formel erfassen kann.

Bevor wir auf diese Begebenheit eingehen, wollen wir uns erst noch in der Elektrolysehalle umsehen, wo sich der eigentliche Herstellungsprozeß abspielt, nämlich die Gewinnung von Natronlauge, Chlor und Wasserstoff, dreier für die weiterverarbeitende chemische Industrie unentbehrlicher Grundstoffe.

Wie das geschieht, darüber kann uns jedermann in der Halle, ob der Anlagefahrer oder der Zellenbauer, Auskunft geben. Denn alle Brigademitglieder haben sich umfassende Kenntnisse des betrieblichen Ablaufs erworben, und die meisten haben einen zweiten Beruf erlernt, um sich gegenseitig ersetzen und unterstützen zu können. Mancher Reparaturschlosser ist in der Lage, als Bäderwärter einzuspringen. Der Bäderwärter, der dort gerade eine Analyse macht, kann ebenso einen Laugeabfüller wie den Chlorwäscher vertreten. Der Chlorwäscher hat „für alle Fälle“ die Fahrerlaubnis für Dieselschlepper gemacht. Ein Reparaturschlosser studiert „nebenbei“ Ökonomie-Ingenieur. Ist Not am Mann, können die Diplomphysiker und -chemiker von Chlor III in der Reparaturkolonne mithalten, bis hinauf zum Betriebsleiter.

Ganz zu Anfang, als die Brigade „Manolis Glezos“ von Chlor III den Kampf um den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit“ aufnahm und man sich oft noch um Begriffe stritt, wurde einmal der Brigadeleiter beim Roten Treff gefragt, was eigentlich damit gemeint sei, mit sozialistisch lernen. Der Brigadeleiter, der Nippeleingießer Franz Nerlich, ein erfahrener Facharbeiter und Genosse Ende Fünfzig, gab folgende Antwort. (Sie wurde von einer Laborantin stenografiert und ins Brigadetagebuch eingetragen.) „Keine Ahnung“, antwortete Nerlich. „Ihr dürft doch von mir nicht erwarten, daß ich weiß, wie man das anstellt. Unser Leben kennt keine Rezepte und Lehrbücher, wie man sozialistisch lernen kann. Aber mein Sohn hat mir neulich etwas vorgelesen, was Mao Tse-tung einmal gesagt hat. Man hebt doch, hat er gesagt, einen

Wassereimer nicht aus der Luft, sondern vom Boden auf. Wir dürfen also nicht gleich damit anfangen, daß wir zusammen wissenschaftliche Wälzer studieren. Ich hätte nicht den Kopf dazu, der Gustav nicht, der Karl nicht, die wenigsten von uns. Doch alles das, was rings in unserem Betrieb vorgeht, rechts und links vom eigenen Arbeitsplatz, jeden Betriebsteil, jede Anlage, jeden einzelnen Handgriff, in welcher Ecke auch immer, der nötig ist, um unseren Betrieb in Schwung zu halten und aus ihm das Letzte herauszuholen, das sollten wir erlernen, und das können wir. Auf diese Weise sollte sich die Brigade qualifizieren. Nicht nur paar einzelne, alle. Jeder soll ein Lehrer sein, jeder ein Schüler, in gegenseitiger Hilfe. Es nützt dem Betrieb nichts, wenn wir hier alle hoch hinauswollen und bloß noch im Ingenieurstudium denken. Es nützt weder der Produktion noch dem Kollektiv etwas, wenn wir in unserem Brigadeplan die großartigsten Qualifizierungsverpflichtungen aufnehmen, und kein Mensch kann sie erfüllen. Das wäre wie ein Baum, der in die Höhe schießt, aber keine Wurzeln ausbreitet. Beim ersten Sturm fliegt er um. So meine ich das. Und damit ihr wißt, was ich meine, verpflichtete ich mich, neben meinem Beruf als Nippelgießer nicht Medizin zu studieren, sondern meine Prüfung als Kranfahrer zu machen. Damit ich den Heinrich, wenn er wieder Namensgebung feiert, hinten in seinem Kran ersetzen kann.“

Das also war Nerlichs Ansicht über das sozialistische Lernen gewesen. Georg, ein achtzehnjähriger Arbeiter, der sonst nur seine Jawa im Sinn hatte, äußerte sich dazu: „Bei so was mache ich mit. Beim Motorrad fährt man ja auch nicht mit dem dritten, sondern mit dem ersten Gang an. Wenn mich einer fragt, ich würde als zweiten Beruf gern Schlepperfahrer lernen.“ Auch seine Bemerkung wurde im Brigadetagebuch eingetragen. Die „Qualifizierung im ersten Gang“ wurde unter den Chlorleuten zu einem geflügelten Wort und führte Schritt um Schritt zum Erfolg. Nicht so reibungslos freilich, wie es klingt. Vor allem die Reparaturschlosser, die nur Tagschichten fahren, waren anfangs kritisch, vorsichtig, um nicht Sonntagsschichten fahren zu müssen. In den Produktionsberatungen der Brigade saß man bald nicht mehr stur da und überließ die Dinge, die man nur am Rande verstand, ein paar anderen. Jetzt, wo man sich Kenntnisse über den ganzen Betriebsablauf und die Arbeit der Kollegen angeeignet hatte, verstand man die Probleme plötzlich und konnte selbst den Mund auf tun, mitdenken, mitplanen. Da entdeckten immer mehr Arbeiter neue Fähigkeiten in ihren Köpfen und Händen und kamen auf Ideen, die große Reserven des Betriebes aufdeckten und die Arbeitsproduktivität anwachsen ließ. Und nicht nur, daß man sich im eigenen Betrieb untereinander half, bald konnte die Brigade „Manolis Glezos“ – aus dem Bewußtsein ihrer Stärke und aus der Stärke ihres Bewußtseins heraus – schwächeren Kollektiven im Chlorbereich sozialistische Hilfe geben.

Befragen wir uns also beim ersten besten, der uns in der Halle begegnet, was in der Elektrolysehalle vor sich geht, bei dem jüngeren Mann im blauen Arbeitsanzug, der dort im Gang zwischen den Zellen steht. Es ist Nachmittag. Die Tagschichter, die Reparaturschlosser, sind bereits heimgegangen. Die Anlage braucht jetzt nur wenige Menschen: den Anlagefahrer, die beiden Bäderwärter und einen dritten Bädermann. Ein ganz leichter Chlorgeruch ist in der weiten Halle verbreitet, und nur das schwache, eintönige

Summen der Badmotoren ist vernehmbar. Sonst scheint es, als geschehe hier nichts. In drei Systemen stehen die Zellen hintereinander gereiht, und am Ende der Halle, auf einem Zementpodest, überragt eine einzelne, weit größere Zelle die anderen. Das Ganze sieht aus – freilich ein gewagtes Bild – wie ein riesiger, leerer Saal mit drei Kolonnen Bänken, vorn der unbesetzte Präsidiumstisch und zwischen den Bankreihen vereinzelt Saalordner. Denn die Produktion in der Elektrolysehalle und der chemische Prozeß in den Zellen spielten sich gleichsam anonym ab.

Wir hören, daß die einzelne Großraumzelle am Hallenende noch nicht lange in Betrieb ist. Es handelt sich um eine horizontale Quecksilberzelle mit 50 000 Ampere Belastung, erstmalig in der Deutschen Demokratischen Republik. Die „Standard 50“, mit einer doppelt hohen Stromstärke gegenüber den herkömmlichen Bädern und mit doppeltem Produktionsausstoß, wurde von einer sozialistischen Arbeitsgemeinschaft entwickelt und gebaut. Dieses Elektrolysekollektiv von Chemikern und Chemiearbeitern, Konstrukteuren und Schlossern, Meistern und Elektrikern, von Chemiewerk und Maschinenfabrik (dem EKB und der MAFA Halle) gehört zu den ersten fünf Initiatoren der sozialistischen Gemeinschaftsarbeit. An ihrer Spitze stand ein junger Chemiker, der Betriebsleiter Dr. S. von Chlor III. Mit großer Energie setzte er sich für die Verwirklichung dieser Neuentwicklung ein, die das Weltniveau auf dem Gebiet der mittleren Elektrolysezellen bestimmt. Sein persönlicher Mut und die Kühnheit seines technischen Denkens riß alle Beteiligten mit. Dafür wurde er mit dem Titel „Held der Arbeit“ ausgezeichnet. Sein Bild erschien in vielen Zeitungen, in Zeitschriften, auf Plakaten in den Werkstraßen. Und wer sich den Kopf eingepägt hat, wird diesen Betriebsleiter, der in allen Winkeln seines Betriebes, in allen Köpfen und Herzen seines Kollektivs die Glut der Gemeinschaftsarbeit geschürt hat, wird diesen Helden der Arbeit in dem ungefähr dreißigjährigen Mann mit Hornbrille wiedererkennen, der im blauen Arbeitsanzug neben uns steht. So jugendlich er wirkt, mit seinem kräftigen Mund, dem energischen Kinn und dem kühlen, klugen Blick strahlt er eine starke Autorität aus. Sie steht nicht im Widerspruch zu seiner bescheidenen Haltung und Sprechweise; es ist jene Art Bescheidenheit, die allen Menschen eigen ist, die Großes leisten.

Es ist günstig, daß wir gerade Einblick in eine offene Zelle, deren Deckel ausgefahren ist, haben und uns die Vorgänge, die wir erklärt bekommen, anschaulicher werden. So sehen wir die Wanne und den Zellenboden, über den sonst in einem stetigen Rundlauf das Quecksilber fließt, das in dem elektrolytischen Prozeß zur Kathode wird, während die Graphitplatten unterhalb des Deckels die Anoden bilden. Kontinuierlich strömt die Kochsalzlösung, deren Weg wir bisher verfolgt haben, in die Zelle ein. Nun wird das NaCl der Sole zwischen Kathode und Anode, dem Quecksilber und der Kohle, mit elektrischem Strom gespalten, und zwar in elementares Natrium und Chlorgas. Das Natrium wird durch das Quecksilber zu einem Amalgam gebunden und in der nebenliegenden Pile unter Einwirkung von Wasser zu Natronlauge und Wasserstoff zersetzt. Das ist im Prinzip das, was in der Zelle vor sich geht.

Unentbehrlich sind die drei genannten Grundstoffe für die Verwirklichung unseres Chemieprogramms. Ohne sie gäbe es keine Kunstseide, keinen Zellstoff, kein Papier. Ohne sie wäre die Produktion von Plaste,



63

sowohl als industriellen Rohstoff als auch für Konsumgüter, die unser tägliches Leben modernisieren, nicht möglich. Zahlreiche pharmazeutische Mittel werden mit ihrer Hilfe fabriziert, und auch Seifen, Waschmittel, Bleich-, Desinfektions- und Holzschutzerzeugnisse. Auch bei der Herstellung von Schädlingsbekämpfungsmitteln spielen sie eine wichtige Rolle. Wir benötigen sie bei der Weiterverarbeitung von Treibstoffen, in der Salzsäureproduktion, für Farbstoffsynthesen und die Holzverzuckerung. Endlos ist die Liste ihrer Verwendungszwecke, und immer neue Entdeckungen stehen auf der Tagesordnung. Alljährlich werden Millionen Tonnen dieser wertvollen Grundstoffe verbraucht.

Mit dem dazu benötigten Rohstoff Steinsalz sind wir in der Deutschen Demokratischen Republik gut dran, davon gibt es in den bei uns vorhandenen Steinsalzlagern genug. Nur herankommen muß es rechtzeitig! Millionenverluste würden binnen kurzem entstehen, wenn die Elektrolyseanlage womöglich aus Mangel an Salz abgeschaltet werden müßte. Gerade heute habe man damit Sorgen, fügt der Betriebsleiter hinzu. Sein Gesicht ist von einem angespannten Ernst überzogen. In diesem Augenblick kommt der Obermeister Domschke mit hängenden Schultern auf den Betriebsleiter zu.

„Es hilft nichts, Doktor“, sagt Domschke mit bekümmelter Miene, „wir müssen auf das alte Salz zurückgreifen.“

Heute sind die erwarteten Salzwaggons nicht eingetroffen. Unterwegs sind sie. Wahrscheinlich hängen sie irgendwo auf der Strecke. Domschke hat früh im Lieferwerk anrufen lassen und erfahren, daß das Salz abgeschickt ist; leider etwas verspätet, weil sich in den letzten Tagen der Eingang von Leerwagen verzögere; Waggons seien in der Zeit der Kartoffel- und Rübenernte knapp, sagte man da am Apparat des Lieferwerkes. Das weiß Domschke selbst. Mittlerweile hat er ein dutzendmal selbst zum Bitterfelder Güterbahnhof hinüber telefoniert – vergeblich, noch nichts eingetroffen. Von Stunde zu Stunde der gleiche Bescheid. Aber der Vorrat im Salzbunker ist darüber zu Ende gegangen. Jetzt ist es siebzehn Uhr. Im Werkgelände hinter dem Salzsäurebetrieb liegt ein verlassener Salzbunker. Nie wäre jemand, der daran vorbeiging, auf den Gedanken gekommen, daß dieser Dreckhaufen, schwarz wie Kohlengrus, aus Salz besteht. Seit zwei, drei Jahren lagert er im Freien. Es war ein minderwertiges Salz, das man lieber liegen ließ. Inzwischen ist es nicht besser geworden, ist völlig verdreckt und von einer dicken Rußschicht verkrustet. Gern geht man an das Zeug nicht ran, aber in der Not frißt der Teufel Fliegen, und Domschke hat bereits auf dieses alte Salzlager umstellen lassen. Man muß bis morgen damit hinkommen.

„Gut“, sagt der Betriebsleiter, aber in seiner Stimme schwingt die gleiche Beunruhigung wie in den Worten des Meisters. Mehr sagt er nicht. Doch. Er fragt noch: „Haben Sie Fieber? Sie sehen aus, als ob Sie Fieber hätten.“

„Nur bißchen erkältet“, erwidert Domschke. „Ich gehe jetzt schleunigst heim und nehme ein Schwitzbad. Vorher lasse ich nochmals bei der Bahn anrufen.“

Als er die Meisterstube betritt, sitzt oben sein alter Freund, der Nippeleingießer Franz Nerlich. In Mütze und Joppe, die abgegriffene Tasche auf den Knien, richtet er einen fragenden Blick auf Domschke. Auch

der Brigadeleiter hätte, genau wie der Meister und der Betriebsleiter, schon seit einer guten Stunde zu Hause sein können, doch hält ihn die gleiche Unruhe, das Bewußtsein gemeinsamer Verantwortung, heute länger im Betrieb fest. Keiner von ihnen könnte heimgehen, solange er weiß, im Betrieb läuft noch nicht alles, wie es soll. „Es muß eben mit dem alten Salz gehen“, sagt Domschke müde und abgespannt. Sein im Laufe der Jahre von Chlorgas abgezehrtes Gesicht erscheint an diesem Nachmittag noch um Jahre älter. Außerdem tut ihm der Rücken weh.

Dann gehen sie zusammen die Treppe hinunter und besteigen ihre Räder. Mit langsamem Tritt fahren sie zum Werktor, Domschke mit krummem Rücken, Nerlichs kleine, rundliche Gestalt kerzengerade auf dem hohen Sattel. Zwei altgediente Kumpel auf zwei altgedienten Fahrrädern, schweigend und innerlich unzufrieden, obwohl sie beide daheim ein angenehmes Ereignis erwartet: den Meister Domschke ein heißes Bad und Nerlich der achtundzwanzigste Geburtstag seines Sohnes. Heute abend wird er Festtagszigarren rauchen, nicht solche Strünke, wie er sie in der Schicht qualmt, wenn er mit dem Brenner vor den Baddeckeln steht und die Elektrolyseanoden einlötet.

„Wie ein Mannequin komme ich mir vor“, sagt Franz Nerlich zu seiner Frau, als er in die braune Nadelstreifenhose steigt. Sie betrachtet ihn amüsiert. Von Laufsteggrazie ist an seiner rundbäuchigen Gestalt nicht viel zu bemerken, aber hinsichtlich des Kleiderwechsels mag er recht haben. „Früh anziehen. Im Betrieb umziehen. Um elf war Sitzung in der Kreisleitung, da mußte ich mich wieder umziehen. Um eins zurück und wieder in die Arbeitssachen. Nach der Schicht wieder umziehen. Und jetzt noch mal umziehen!“ Seine Worte sollen heiter klingen, aber es gelingt ihm nicht. Am wenigsten kann er seine Frau täuschen. Fertig angezogen, im Schlips eine goldene Nadel, geht er hinüber ins Wohnzimmer und setzt sich in einen Sessel ans Fenster. Draußen ist lebhafter Autoverkehr in Richtung Dessau. Die Leute an der Bushaltestelle drehen dem Wind den Rücken. Interesselos blickt er durch die Gardine hinaus. Nimmt dann das Fernsehprogramm zur Hand, legt es beiseite, lehnt den Kopf ans Sesselpolster und nimmt sich vor, von nun an gut aufgelegt zu sein.

Noch eine halbe Stunde, dann wird der Sohn aus Dessau eintreffen. Vorderhand wohnt er mit Frau und Kind noch im Elternhaus im oberen Stock. Auch den Schwiegersohn und die Tochter erwarten sie. Und falls er nicht zu kaputt ist, will Meister Domschke auf einen Sprung herüberkommen, er hat es aber offengelassen.

Nerlich denkt in einer jähen Aufwallung an den Freund. Willi hat ihm heute gar nicht gefallen, er hätte ihm besser raten sollen, gleich ins Bett zu steigen. Macht sich in seiner ewigen Gewissenhaftigkeit immer gleich zu viel Sorge um alles. Sein erster Gedanke früh und sein letzter abends ist Chlor. Morgens steht er eine halbe Stunde zeitiger als die anderen im Betrieb und bleibt nachmittags länger, um dabei zu sein, wenn die Anlagefahrer ihre Schichten übergeben und übernehmen. Hand in Hand müssen die Arbeitsvorgänge gehen, sonst bekommt es die nächste Schicht zu spüren – und die Produktion. Selbst zum Schichtwechsel um zehn Uhr nachts kreuzt er oftmals im Betrieb auf. Seine Wohnung liegt zum Glück nicht weitab vom

Schichtübergabe in der Schaltwarte des Chlorbetriebes III.
Mittlere Badreihe der Elektrolysehalle





Werk, und da radelt er noch einmal hin, um nachzusehen, ob jeder an seinem Platz steht und die Anlagen ordentlich fahren. Zumindest ruft er von zu Hause aus an, eher findet er keine Ruhe. Dann setzt er sich an den Wohnzimmertisch und lernt. Mit sechsundfünfzig Jahren will Meister Domschke, der Verdiente Meister Willi Domschke, noch seine Prüfung als Betriebsingenieur ablegen. Studiert wirtschaftliche Rechnungsführung, Planung, Normung, Arbeits- und Lohnprobleme, Politökonomie, Philosophie, Chemie, metallische Elektrolyse, wäßrige Elektrolyse . . . Nerlich denkt mit großem Respekt an ihn. Er würde sich dergleichen nicht mehr zutrauen.

Nun, jeder Mensch hat andere Fähigkeiten. Seine Begabung, das darf er ohne Übertreibung sagen, liegt mehr in der politischen Überzeugungsarbeit. Im vorigen Jahr hat er erreicht, daß 18 parteilose Kollegen seiner Brigade, meist Jugendliche, um Aufnahme in die Partei der Arbeiterklasse gebeten haben. Und hat ihr Kollektiv, die Brigade „Manolis Glezos“ von Chlor III, nicht große Erfolge? Erst neulich, auf der Bezirksdelegiertenkonferenz, hat ein Genosse des Politbüros sie wieder ehrenvoll genannt.

Bei der Erinnerung daran reißt es Nerlich von seinem Sessel hoch, und mit einer freudigen Erregung den Tisch umkreisend, erlebt er noch einmal diesen Augenblick. Vor seinem geistigen Auge sieht er den Genossen des Politbüros der Partei am Rednerpult stehen und hört ihn in den Saal hinein fragen: ‚Wer macht Geschichte?‘ Und er nennt die streikenden Volksmassen im belgischen Mons; und die heldenhaften Kumpel im Donbass; und die jungen Wissenschaftler in der Demokratischen Republik Vietnam, die in den Bergen ihres Landes riesige Anthrazit-Lagerstätten erforschen; und die kubanischen Milizionäre, die eine neue Seite in der Geschichte ihres Volkes und ganz Lateinamerikas aufschlagen. Und zuletzt, in der Reihe derer, die zum Nutzen ihrer Völker und der ganzen Menschheit die Ideen der kommenden Jahrhunderte verwirklichen helfen, nennt er auch die Arbeiter des Chlorbetriebes III des Elektrochemischen Kombinats Bitterfeld – stellvertretend für die Hunderttausenden in den sozialistischen Brigaden, die von Jahr zu Jahr neue Plansiege erringen, mit denen Stärke und Ansehen unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates weiter wachsen. Die Volksmassen machen Geschichte! Die Arbeiterklasse macht Geschichte! Am nächsten Morgen beim Roten Treff hat Nerlich der Brigade diese ehrenvolle Erwähnung berichtet. Welche Stimmung da herrschte! Allein wenn er an Sowitzki, den dunkelhaarigen Laugeabfüller, dachte, wie er dabei dreingeschaut hat, stolz, selbstbewußt, ausgerechnet er, dessen Gehirn so lange mit einem Bretterzaun von Zweifeln und Vorurteilen vernagelt war, wenn es um Politik ging.

Nerlich beendete seinen Gedankenflug und den Rundlauf um den Tisch, er blickt auf die Uhr, setzt sich wieder ans Fenster. Nein, er will sich nicht länger von den eigenen Dingen bedrücken lassen. Heute hat er die Pflicht, guter Laune zu sein. Allein es ist unmöglich, den Gedanken an den gleichen Kalendertag des Vorjahres niederzuhalten. Wie ein Gummiball, den man unter Wasser zu drücken versucht, taucht der Gedanke daran wieder und wieder an die Oberfläche.

Da war auch Geburtstag – selbstverständlich. Und er war auch damals am Nachmittag heimgekommen, aber nicht aus dem Betrieb, sondern vom Gericht. Es war für ihn der furchtbarste Tag seines Lebens.

Man hatte viel Bitteres und Schmerzliches hinter sich gebracht in seinem fast sechzigjährigen Arbeiterleben, viel durchstehen müssen in einem vierzigjährigen Kampf für die Partei. Er hat es bei der Gerichtsverhandlung geschildert. Aber es hatte sich gelohnt, den Kopf oben behalten zu haben, um endlich, Tag um Tag, Jahr um Jahr, an dem erträumten, erkämpften besseren Leben mitbauen zu können. Nerlichs Kinder waren in der neuen Zeit großgeworden. Nicht seinetwegen, für sie, für ihre Generation hatte er mitgerungen. Für sich war er zufrieden, daß er wieder in seiner geliebten Elektrolysehalle als Nippel-eingießer stehen konnte, noch immer im ölverschmierten Hemd, aber nunmehr Herr seines Betriebes, und daß er tun konnte, was ihm für den Rest seines Lebens zu tun übrig blieb: Vorbild zu sein.

Na ja, er tut, solange die alten Knochen mitmachen, noch etwas mehr als Nippel eingießen und ein anständiges Leben vorleben. Er ist Brigadeleiter, Parteileitungsmitglied, Kreisleitungsmitglied – eine ganze Liste von Funktionen hat er dem Gericht aufzählen müssen, auch vierfacher Aktivist und Neuerer ist er. Aber darüber macht er nicht gern viel Worte, das faßt er als seine selbstverständliche Pflicht auf.

Doch der Richter wollte das alles genau wissen. Es war ein junger Richter, nicht älter als sein Sohn. Der Vater des Richters mochte ebenso alt sein wie er, Franz Nerlich, der Angeklagte, der wegen fahrlässiger Tötung zum ersten Mal in seinem Leben vor einem Gericht stand. Nerlich wunderte sich, daß sich das Gericht so viel Zeit nahm, alle möglichen Einzelheiten über seine Vergangenheit und seine Arbeit auszuforschen. Sein Leben und Tun, wie er es nach bestem Wissen und Gewissen vor den Richtern ausbreitete, war bisher einwandfrei gewesen, klar überschaubar, das schlichte, harte, fleißige Dasein eines anständigen Arbeiters. Angst freilich hat er gehabt, das Gerichtsgebäude zu betreten, aber er hatte Willi Domschke an seiner Seite, der ihn begleitete, er war als Zeuge geladen.

Als Meister Domschke vernommen wurde, sagte er aus: „Kollege Nerlich hilft uns mit seiner Arbeit viel im Betrieb. Auch als Mensch ist er sehr beliebt.“

Weder der Richter noch die Schöffen kannten Domschke, der kein Mann von überschwenglichen Lobworten war. In ihren Ohren klang das Leumundszeugnis nüchtern, wenig. Deshalb fragte der Richter, worin diese Hilfe bestehe? Und da der Zeuge einige Augenblicke zögerte, weil er nicht gleich wußte, wie er Nerlichs jahrelange, leidenschaftliche Kleinarbeit für den Betrieb und die Brigade und die Partei in ein paar Sätze bringen sollte, half ihm einer der Schöffen: „Nur ein, zwei Beispiele.“

Was Domschke darauf anbrachte, waren Dinge, bei denen Nerlich nie daran gedacht hatte, etwas Besonderes darin zu sehen. Es wird gearbeitet, gekämpft, gestritten, gelacht, überwunden, gesiegt und gewetteifert, aber das sind alltägliche Verrichtungen, an denen er weder etwas zu verherrlichen noch zu beklagen findet. Auch auf die achtzehn Brigademitglieder, die Nerlich innerhalb eines Jahres für die Partei gewonnen hatte, kam Domschke zu sprechen. Das habe sehr in der Produktion geholfen.

„Acht?“ fragte einer der Schöffen dazwischen. „Achtzehn“, korrigierte Domschke, worauf der Schöffe nochmals mit gedehnten Silben fragte: „Achtzehn?“ und einen anerkennenden Blick zum Angeklagten schickte, in dessen kleiner, rundlicher Gestalt die Kämpfernatur, die sie beherbergt, schwer zu erkennen ist.

Domschke, schlicht und mit hängenden Schultern dastehend, nickte.

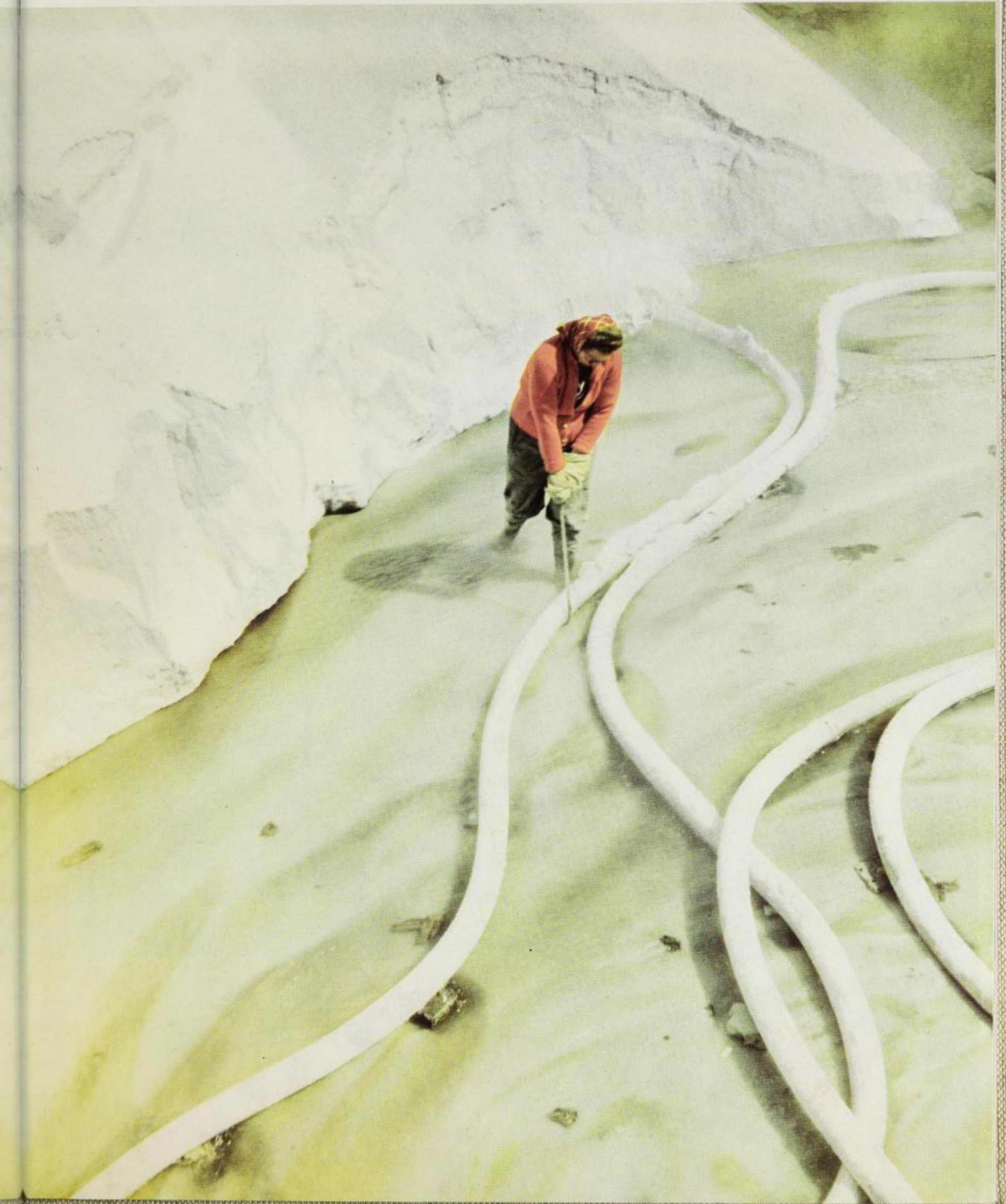
Weiter erwähnte er das Beispiel, das der fast sechzigjährige Kollege Nerlich vor allem für die jungen Brigademitglieder gegeben hatte, als er sich zum Kranführer qualifizierte. Domschke wollte sich kurz fassen, weil er das Gefühl hatte, er rede schon zu lange, aber gerade diesen Punkt wollte der Richter lang und breit erörtert wissen. Es war so, der Chlorbetrieb brauchte dringend noch zwei, drei Kranführer. Als man dafür junge Kollegen von der Reparaturkolonne vorschlug, tippten die sich an den Kopf und meinten, sie seien doch nicht blöd, Sonntagschichten im Salz zu fahren. Die Reparaturleute fahren keine Sonntagschichten. Aber Kranführer wurden gebraucht, um die Waggons schneller entladen zu können, und man mußte mit den eigenen Arbeitskräften hinkommen. Jede Stunde Wartezeit über die zugemessene Entladungsfrist hinaus kostet Standgeld, und zwar eine ganze Menge, das war kein Kampf um Pfennige, sondern um Hundertmarkscheine. Die Brigade kämpfte um Selbstkostensenkung, aber manche Kollegen hatten sich seinerzeit noch nicht genügend mitverantwortlich gefühlt. Schließlich also habe Nerlich die Kranführerprüfung abgelegt. Und er sei ein zuverlässiger Kranfahrer gewesen, schloß Domschke, bis zu jenem einen Tag.

Eines Tages arbeitete Nerlich im Kran. Es herrschte niesliges Wetter. Unten in der Lore stand der Schlepperfahrer Peschel, ein Mann Mitte Fünfzig. Er schaufelte die Salzreste aus den hinteren Ecken des Waggons, während gleichzeitig der Greifer vorne das Salz wegholte. Sie wollten sich beeilen, denn auf dem Gleis standen noch vierzehn Wagen zum Ausladen. Beide wußten, daß niemand im Waggon arbeiten darf, solange der Kran fährt; das war ein Verstoß gegen die Arbeitsschutzbestimmungen. Obwohl er erst seit kurzem als Kranführer aushalf, galt Nerlich als ein Mann mit sicheren Reflexen, der einen schweren Greifer haarscharf an eine Waggonwand führen konnte, ohne anzustoßen. Auf seine geschickten Hände verließen sich Peschel und er selbst. Plötzlich blockierte das Seil. Nur für einen Augenblick. Dann glitt es wieder. Der Greifer senkte sich in den Waggon, aber er schwang hin und her, und Nerlich arbeitete an den Hebeln, um ihn wieder ganz in seine Gewalt zu bekommen. In dieser Sekunde – aus welchem Grund konnte nie mehr festgestellt werden – trat Peschel zwei Schritte aus seiner Ecke hervor und wurde von dem pendelnden Greifer in den Leib getroffen. Er brach zusammen und blieb am Boden des Waggons liegen.

Nerlich stürzte aus der Kabine, jagte die Eisentreppe hinunter. Doch als er unten ankam, stand Peschel wieder auf den Beinen. Sein Gesicht war sehr blaß. Er rieb sich den Leib, doch er sagte, es sei nichts, da hätte er noch mal Schwein gehabt. Sie waren beide heilfroh, und Nerlich stieg wieder hinauf in den Kran. Noch eine halbe Stunde arbeiteten sie weiter. Dann sackte Peschel von neuem zu Boden, neben das Gleis. Diesmal stand er nicht wieder auf. Kaum ins Krankenhaus eingeliefert, verstarb er. Die Ärzte stellten eine stumpfe Bauchprellung mit einer Milzzerreißung fest, an der er innerlich verblutet war.

So der Tatbestand, auf Grund dessen Nerlich unter Anklage gestellt worden war. Nach einer Verhandlung, die vom Morgen bis zum Nachmittag dauerte, erkannte das Gericht auf sechs Monate Gefängnis, bedingt ausgesetzt, mit zweijähriger Bewährungsfrist.

In der Salzlöserei





Elektrolysebad

Mit quälender Deutlichkeit durchlebte Nerlich, am Fenster des eindunkelnden Wohnzimmers sitzend, nochmals jene Minuten, da er stehend sein Urteil anhörte. Und von der zweijährigen Bewährung war genau mit dem heutigen Tag die Hälfte um.

Über Peschels Tod ist er niemals hinweggekommen. Das wird ein Schuldgefühl bleiben, wie ein Schatten, der ihm folgt. Aber alle haben sie ihm helfen wollen, die Selbstvorwürfe, mit denen er sich herumschlug, zu überwinden. Er rasierte sich seltener, schwamm lange in Mitleid mit sich selbst. Aber die Zeit heilte, oder besser gesagt, es war die behütende, heilende Welt der Gemeinschaft, die ihn aufrüttelte. Die Brigade ließ ihn nicht Trübsal blasen. Sie ging mit ihm, er mit ihr seinen Weg weiter. Die Brigade wurde mit dem Staatstitel ausgezeichnet, er mit. Die Brigade hatte hervorragende Erfolge, und er nahm an ihrem Ruhm teil. Auch an persönlichen Anerkennungen hat es im vergangenen Jahr nicht gefehlt. Nein, soweit ist alles wieder gut geworden. Nur eins hat Nerlich sich geschworen: nie wieder den Kran am Salzlager zu fahren. Bei jedem Hebelgriff würde ihn das Bild des zu Tode getroffenen Arbeitskameraden verfolgen – wie er noch eine geschlagene halbe Stunde weiterarbeitete, noch den nächsten Waggon heranbrachte und zuletzt die Hemmschuhe legte, während in seinem Leib das Blut schon sickerte – und dann plötzlich neben dem Gleis zusammenbrach, in das über die Erde verstreute Salz. Er fürchtet, ewig unsicher zu sein. Inzwischen sind auch andere da, die den Kran fahren können.

Man kann diese trüben Erinnerungen nicht einfach wegzwingen, an einem solchen Tag, der für ihn Halbzeit der Bewährung bedeutete. Niemand darf von ihm verlangen, daß er heute fröhlich herumspringt, nur weil eine Geburtstagsfeier stattfindet. Aber er hat auch keinen Grund, nun länger ungelaut zu sein. Den vorigen Geburtstag hat er dem Sohn verpatzt, diesmal hat er die Pflicht und auch Ursache frohgestimmt mitzufeiern. Als Nerlich endlich den Wagen des Sohnes bremsen hört, blickt er freundlichen Sinnes zum Gartentor und ruft dann laut in die Küche, daß der Junge da sei.

Indessen sitzt Meister Domschke im Schwitzbad. Der ganze Raum steht in Dampf, und seine Frau hat einen mit Eukalyptusöl getränkten Lappen über die Stuhllehne gehängt. Das Inhalieren verschafft ihm große Erleichterung. Tief, regelmäßig atmet er ein und streckt die ihm wie zerschlagen vorkommenden Glieder in der Wanne aus. Nichts, aber auch nichts wird ihn mehr aus dem Haus bringen. Das Bett ist bereits vorgewärmt. Nerlichs wird er anrufen und dem Sohn auf diese Weise gratulieren.

Kurz darauf hört er das Telefon läuten und seine Frau an den Apparat gehen. Sicher ist Franz ungeduldig und fragt an, wo er bleibt. Seine Frau öffnet die Badetür. Ein Anruf vom Betrieb – es sei eilig.

Domschke steigt schnell aus dem Wasser, wirft das große Badetuch über die Schulter und trabt halbnackt, eine nasse Spur hinter sich, ins Schlafzimmer, wo auf dem Nachttisch das Telefon steht. Packt den Hörer. Der Anlagefahrer meldet sich.

Um 18 Uhr habe in der Anlage der Wasserstoff anzuziehen begonnen. Die Wasserstoffanalyse im Chlor (normal darf sie nicht höher sein als 1,0 Prozent H₂) habe ergeben, daß der Wasserstoff in allen Bädern

immer höher ansteigt. Jetzt, 19 Uhr, sei der Wasserstoff auf 3 Prozent hochgegangen. Er habe versucht, auch den Betriebsleiter zu benachrichtigen, aber den Bescheid bekommen, er sei vor einer Stunde zu einer Besprechung nach Halle gefahren und erst gegen 22 Uhr zurück.

Domschke läßt ihn nicht weiterreden. Er sei gleich drüben. Noch immer steht ihm der Schweiß auf der Stirn. ‚Dieses dreckige, alte Salz‘ stößt er ein über das andere Mal hervor, während er sich rasch anzieht. Ihm ist klar, daß nur das verdreckte Salz schuld ist. Muß irgend etwas Metallisches drin sein, was zu Wasserstoff geführt hat, überlegt er. Aber sie sind ja gezwungen gewesen, das alte Salzlager anzufahren. Eine bedrohliche Situation ist für die Halle entstanden. Die Anlage einfach abschalten wäre gefährlich, denn der Wasserstoff muß ja heraus, sonst gehen die Bäder hoch. Abschalten würde auch dazu führen, daß verschiedene Betriebe der Organischen und Anorganischen Abteilung des Kombinats – wie Methylenchlorid, Salzsäure, Chlorbenzol, der Tetrabetrieb, die ihr Chlor verarbeiten – abstellen müßten. Millionenverluste, die im Plan gar nicht aufzuholen wären. . .

Eine letzte Hoffnung bleibt: nochmals bei der Reichsbahn anrufen. Domschke dreht die Nummer, und eine quarrende Stimme meldet sich. „Ja, eure Waggons, sind vor zehn Minuten in Bitterfeld angelangt.“ – „Dann bringt sie sofort ins Werk! Mit einem Sonderzug!“ Domschkes Stimme hat genau den Ton, der dem Bahnangestellten klarmacht, daß rasch gehandelt werden muß. „Nu mal friedlich“, sagt dieser, „mal sehen, was sich machen läßt. Alte Querulanten, ihr Chlorfritzen.“

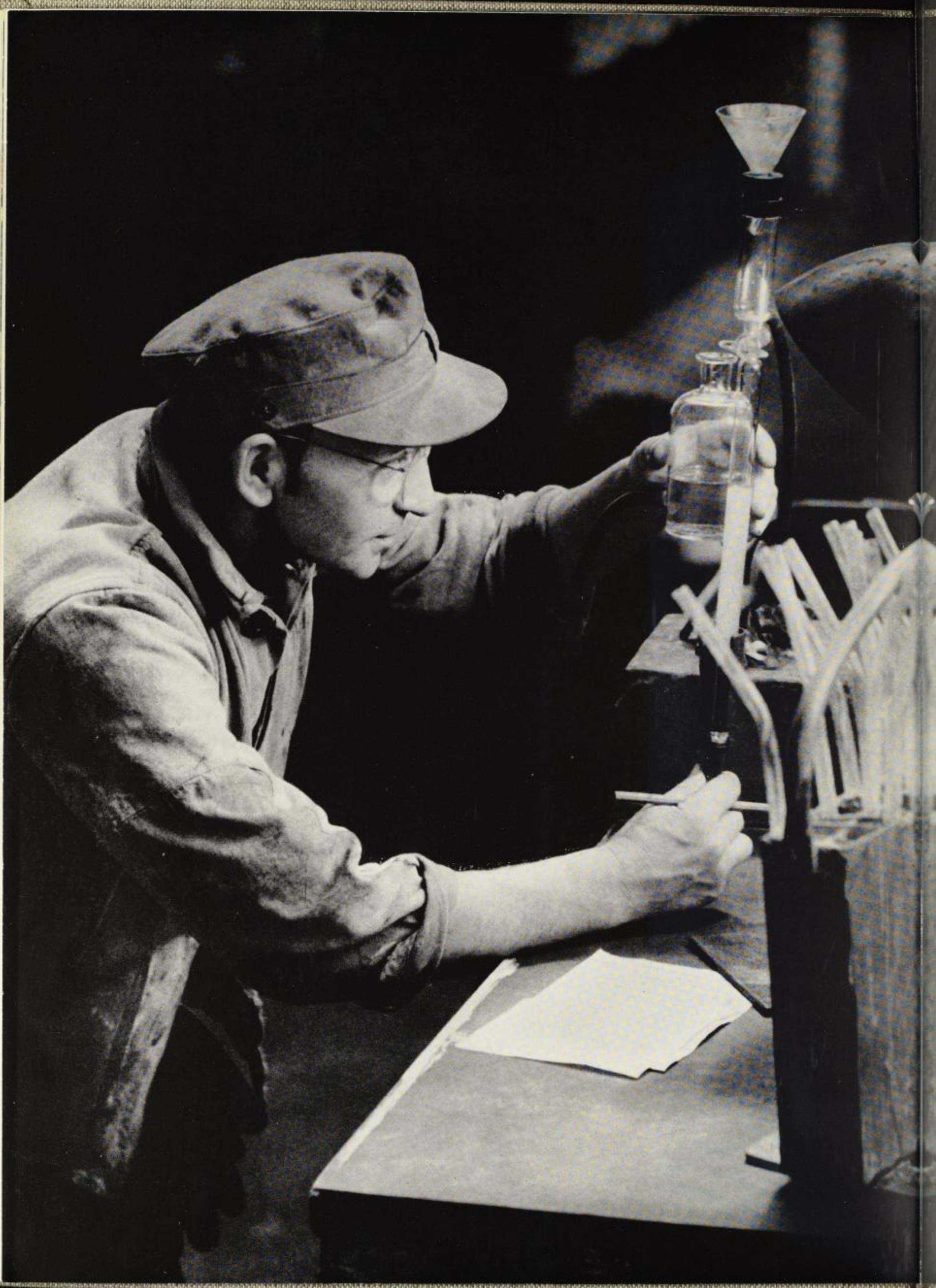
Erleichtert legt Domschke auf. Stürmt aus dem Haus, setzt sich aufs Rad und tritt gegen den heftigen Wind an, der von Osten her in die Straßen fegt, und sieben Minuten später steht er schon in der Elektrolysehalle. In der Schaltwarte beobachtet er mit dem Anlagefahrer die Wasserstoffmesser. An der Stirnwand der Halle leuchtet die große Tafel mit der Alarmvorrichtung grün und rot auf. Es ist halb acht, und die Bäder zeigen schon fast 4 Prozent Wasserstoff an. Zwischen 4 und 5 Prozent liegt die Gefahrengrenze.

Domschke läßt achtzehn Bäder, in denen bedenklich viel Wasserstoff im Chlor ist, einzeln ausschalten, nach zwanzig Minuten wieder einschalten, von neuem Analysen machen. Solange das alte Salz gefahren wird, bekommt man den Wasserstoff nicht herunter. Bei 4 Prozent ruft er vom Schaltraum aus noch einmal den Bahnhof an. Wie Liebesgeflüster dünkt Domschke die trockene, quarrende Stimme im Apparat, die ihm die Waggons in einer halben Stunde verspricht.

Jetzt taucht eine neue Sorge auf. Wenn die Waggons eintreffen, wer soll ausladen? Nur acht Mann sind insgesamt in der Schicht, von denen ist keiner entbehrlich. Die Tagschichter sind längst daheim, die Nachtschichter kommen erst halb zehn. Die meisten wohnen kilometerweit vom Werk entfernt. Außerdem hat nicht jeder die Erlaubnis, den Kran oder den Dieselschlepper zu fahren. Den Schlepper könnte Engelhard nehmen. Der Junge wohnt in Holzweißig und ist über die Gaststätte unten im Haus telefonisch erreichbar. Wieder nimmt Domschke den Hörer und bittet den Wirt oder wer sich da gemeldet hat, Engelhard an den Apparat zu holen. Während er wartet und die Schalttafel anstarrt, hört er Schlagermusik – die Nacht ist nur zum Träumen da –, Gelächter, Gläserklirren, schließlich nahende Schritte. Engelhard zögert



Die großen Erfolge des Kollektivs beruhen nicht zuletzt darauf, daß der Betriebsleiter fast täglich mit den Arbeitern an Ort und Stelle die Probleme der Produktion berät



keine Sekunde und sagt zu. Da habe der Meister aber Glück gehabt, er wollte mit seiner Frau gerade ins Kino gehen. „Ich schicke dir vom Werk einen Wagen!“ schließt Domschke das Gespräch.

„Wen haben wir für den Kran?“ wendet er sich an den Anlagefahrer. Der überlegt. Gärtner? Gärtner hat kein Telefon. Schulpfort? Wohnt am Ende der Welt. Anderling ist heute abend nach Leipzig gefahren, wie der Anlagefahrer weiß. Er überlegt weiter, bis Domschke ihn anschreit: „Himmel, ich kann nicht alle Kinos und Kneipen abklappern! Zum Schluß ist das Salz da, und uns geht die Bude hoch, bloß weil keiner der Herren erreichbar ist!“

In einem plötzlichen Entschluß wählt er eine Nummer. Viermal schnurrt die Zäblerscheibe.

Der Anlagefahrer schaut zu. „Wen rufst du jetzt an?“ will er wissen. Aber Domschke gibt ihm keine Antwort. Am Ende der Leitung meldet sich eine Frauenstimme.

„Gib mir mal den Franz, Hanna!“ sagt Domschke. „Nein, Hanna, damit wird heute nichts. Nein, krank nicht, aber wir haben zu tun. Hol mir Franz rasch 'ran!“

„Du bist nicht gescheit“, sagt der Anlagefahrer. „Ich würde das nicht tun.“

„Du würdest die Bude hochgehen lassen.“

„Das nicht. Aber Franz würde ich nicht holen. Er wird es nicht tun. Quatsch, er wird es natürlich tun, aber ich würde es nicht von ihm verlangen. Von jedem anderen.“

Domschkes Hand krampft sich um den Hörer. „Hallo, Franz! Hör zu...“

Nach seiner Ankunft ist der Sohn zunächst einmal in seine Wohnung hinaufgesprungen, um die ersten Geburtstagsküsse von seiner Frau einzuheimsen. Inzwischen sitzen die anderen unten im Wohnzimmer, die alten Nerlichs, der Schwiegersohn, die Tochter, und unterhalten sich über die Geschenke. Die Tochter hat eine Kokosmatte, Chinainport, gekauft, fürs Bad, wenn der Bruder nach Dessau übersiedeln wird.

Doch da hört man schon Getrappel auf der Flurtreppe. Der Sohn erscheint in der Tür, frisch, energisch, fröhlich; nimmt die Gratulationen entgegen. Gelächter, feuchte Augen, überraschte Ausrufe, das übliche. Der Vater hält sich noch im Hintergrund. Er hat sich etwas Besonderes ausgedacht. Die Arme hinterm Rücken, hält er sein Geschenk noch versteckt. In seinem dunkelbraunen Anzug mit Nadelstreifen, der goldenen Schlipsnadel und dem Bäuchlein sieht er sehr würdig aus, ein Mann, dem es gut geht.

Als er neulich in einem Karton mit alten Familienpapieren kramte, fiel ihm eine Fotografie aus dem Jahr neunundzwanzig in die Hände. Sie war an seinem achtundzwanzigsten Geburtstag gemacht worden. Ein Arbeitskamerad hatte ihn mit seiner alten Kodak aufgenommen, und zwar am Werktor, zusammen mit einigen anderen Genossen. Man erkannte sich in dem mittelgroßen, dünnen Mannsbild mit vollem Haar und großen, brennenden Augen selbst kaum wieder. Allesamt lachten sie, obwohl dieser Tag für sie wahrhaftig nicht zum Lachen gewesen war. Sie waren nämlich eben entlassen worden.

Das war eine Geschichte für sich, und er würde sie den Kindern heute abend erzählen. Wie er damals im Permanganat-Betrieb des IG-Farbenkonzerns arbeitete. Wie sie ihre illegale Werkzeitung gedruckt und verteilt hatten, aber eines Tages entdeckt wurden. Und wie die Schlotbarone Angst hatten vor ihrem

Arbeitergrips, überall in ihrer herrlichen Weimarer Republik vor den klassenbewußten Arbeitern, vor der revolutionären Arbeiterbewegung Angst hatten, und wie man deshalb Knall und Fall entlassen wurde. Dreißig Genossen an einem Tag auf die Straße geworfen, aus den Personalakten gestrichen. Das war hart, damals erwerbslos zu werden. Aber ihr Zukunftsglaube hatte mit den Personalakten nichts zu tun. Sie hatten dennoch gelacht, und einer hatte sie fotografiert.

Diese Gruppenaufnahme, auf der er als Achtundzwanzigjähriger zu sehen ist, so alt wie der Sohn heute, hat er in einem Fotogeschäft vergrößern und rahmen lassen. Der Abzug ist nicht besonders geraten, immerhin, der Junge kann schon erkennen, wie der Vater im gleichen Alter ausgesehen hat und wie er dagegen aussieht und was für ein Leben er hat, er, der Sohn des Nippeleingießers Nerlich, mit achtundzwanzig Jahren Werkdirektor. Kannten diese jungen Leute, die heute so hohe Stellungen einnahmen, vom Vertrauen ihrer Klasse und ihres Staates getragen, auch zur Genüge diese Vergangenheit? Gut und schön, die Alten wollen um der Jungen willen vieles vergessen machen. Eins aber sollte der Junge nie vergessen, auch wenn er Direktor geworden ist und gut verdient und einen Wartburg fährt: daß er ein Arbeiterjunge ist. Vielleicht hängt er sich das Bild in sein Direktionszimmer und schaut es sich dann und wann an.

Abwartend, bis die Reihe an ihm ist, überblickt Nerlich seine Familie. Die Mutter trägt ein dunkelgrünes Seidenkleid, das sie sich in Leipzig gekauft hat – warum auch nicht? Der Sohn sieht blendend aus, elastisch, ein klares, kluges Gesicht. Er hat studiert – unten neben dem Gartentor hängen die Klingelschilder, für das Erdgeschoß ‚Nerlich‘ und darüber ‚Dr. Nerlich‘ – und ist Werkdirektor, der Lauser. Und da der Schwiegersohn, der ihm seine Tochter weggeholt hat. Er war früher Chemiarbeiter im Kombinat, ein strebsamer Bursche, von dem man sich übrigens auch abgucken konnte, wie fröhlich der Sozialismus sein kann. Hat später ebenfalls studiert, hat ebenfalls seinen Dokortitel und ist heute in einer leitenden Stellung im Kombinat, im gleichen Werk, wo der Schwiegervater Nippel ein- und auslötet.

In einer jähen, tiefen Erregung empfindet Nerlich ein großes Glück und einen Stolz, wie er ihn so übermächtig noch nie verspürt hat. Und endlich gratuliert auch er, sehr feierlich, und noch während er seine Worte setzt, schrillt im Flur das Telefon.

Er erkennt sogleich Willis Stimme, wenn sie ihm auch merkwürdig gequetscht und hastig vorkommt. Er drückt den Hörer fest ans Ohr, obwohl es im Flur still geworden ist. Die anderen sind hinaufgegangen. Nerlich lauscht angespannt. Nach dem ersten Satz weiß er, was los ist. Willi braucht nicht so viel Worte um die Tatsachen zu machen, als ob er mit einem Betriebsfremden spreche. Das Salz sei eingetroffen. Das heißt, jede Minute käme es herein. Bloß sei niemand zum Ausladen da. Aber es müsse sofort ausgeladen werden, auf der Stelle. Sie hätten schon vier Prozent Wasserstoff, es ginge um jede Minute. Nerlich hat schon begriffen. Er weiß selbst, was auf dem Spiel steht. Und worauf es hinauskommt!

Im ersten Augenblick überkommt ihn eine Wut, die ihn zwingen will, den Hörer anzuhängen. Trotzdem wartet er mit widerstrebender Geduld, was Domschke weitererzählt. Der geht umständlich die Reihe der Brigademitglieder ab, die für den Kran in Frage kämen, aber nicht erreichbar seien. . .

Nerlich hört kaum noch zu. Ausgeschlossen! denkt er. Ganz ausgeschlossen! Beinahe unheimlich, wie das gerade am heutigen Tage auf ihn zukommt. In wenigen Sekunden wird Domschke direkt werden. Vorderhand geht er noch wie die Katze um den heißen Brei, aber gleich wird, muß er sich zu der Frage durchringen. Nerlich wappnet sich. Er wird so sagen: ‚Willi, ausgeschlossen! Nicht wegen dem Geburtstag. Aber du weißt ja...‘ Er hört Domschke plötzlich fragen, ob er noch am Apparat sei? Eigentlich müßte er sein schweres Atmen hören. Warum redet ihm Domschke diesen langen Vortrag über das alte Salz in den Bauch? Alles in Nerlich sträubt sich. ‚Ich kann es nicht verantworten‘ wird er ihm erklären, ‚und du auch nicht. Ich bin doch noch befangen. Ich habe Angst. Keine sicheren Hände mehr. Alles andere, ja. Wenn ihr einen Bädermann braucht, komme ich, ohne mit der Wimper zu zucken.‘ Aber Nerlich weiß, daß ihm nichts dergleichen über die Lippen kommen wird.

„Hörst du noch zu?“ fragt Domschke ihn wieder, weil er so völlig schweigsam ist.

„Ja, ja.“ Er nimmt den Hörer aus der rechten in die linke Hand und merkt, daß seine Hände feucht sind. Endlich der direkte Ton in Domschkes Stimme, die ihn bittet, sofort zu kommen und den Kran zu fahren.

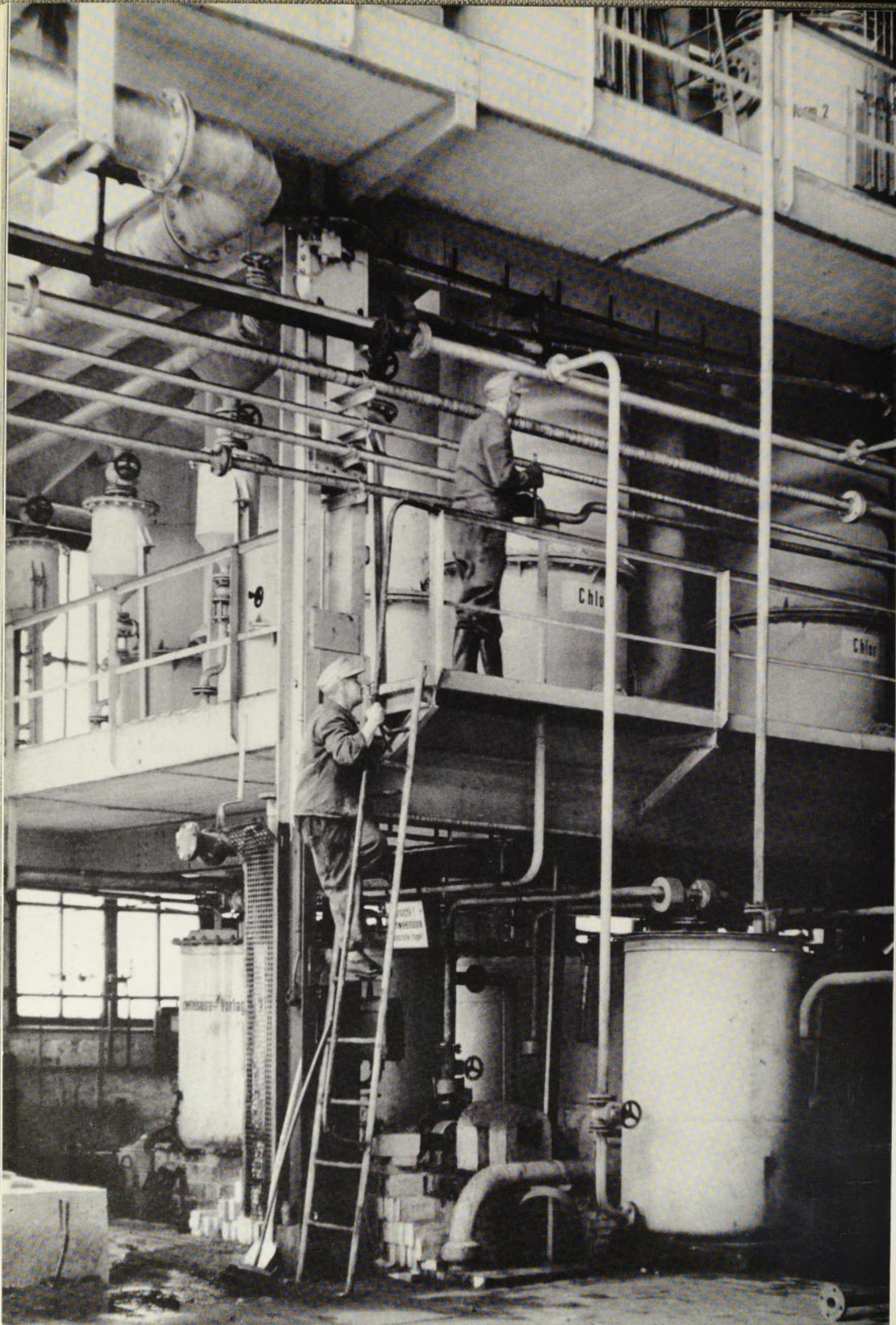
Schweigen hier, Schweigen da. Endlose Sekunden lang, anscheinend eine Ewigkeit.

Wie durch einen Feldstecher, den man verkehrt ans Auge hält, sieht Nerlich Domschkes Gesicht, ganz fern und klein, aber jede Falte scharf, den verzweifelt lauernden Blick auf sich gerichtet. Das sind die Augen des Meisters, die ihn fordernd-gebieterisch anblicken, und zugleich die Augen des alten Freundes, die quälerisches Mitleid mit ihm verraten. Aus weiter Ferne hört Nerlich es heiser, dringlich flüstern: Jede Minute ist kostbar. Einer muß es doch tun!

Er käme gleich, sagt Nerlich in das stumme Warten hinein.

Er hängt ab. Ihm wird mit einem Mal klar, daß er gar keine Angst hat. Er empfindet nur ein überströmendes Hochgefühl, als habe er nur darauf gewartet, daß man ihn im Kran braucht und endlich ruft. Und plötzlich geht ihm noch etwas anderes auf. Bewährungsfrist, dabei geht es doch nicht um die Frist, sondern um die Bewährung, die nicht darin besteht, daß man schön brav ist und leisetritt, damit man ja nicht danebentapst in den zwei Jahren. Sein Herz schlägt schneller, weil ihn die Erkenntnis überkommt, daß er sich dadurch bewährt, daß er mutiger als zuvor das Leben meistert.

Nerlich greift nach der Mütze am Garderobehaken. Seine Leute oben wird er nicht erst von seinem Weggang benachrichtigen, er darf keine Sekunde verlieren. Das gäbe erst wieder langes Gefrage und Erklären und Gebarme und Stulleneinpacken. Heimlich drückt er die Tür ins Schloß, holt das alte Fahrrad von der hinteren Hauswand und befestigt die Klemmen an die Hosenbeine. Zwischen den parkenden Autos seiner Kinder steigt er auf. Es ist kalt, aber er spürt keine Kälte. Die rundliche Gestalt auf dem Sattel gerade aufgerichtet, tritt er eilends los und fährt ins Werk, schnurstracks hinter zum Salzlager. Die Waggons sind gerade eingetroffen, auf die Minute genau hat Nerlich es geschafft. Im braunen Nadelstreifenanzug, die goldene Nadel noch im Schlips, klettert er sogleich die Eisentreppe zur Kranbahn hinauf und schwingt sich in die Kabine. Es ist eben ein Festtag.





Chlortrocknung

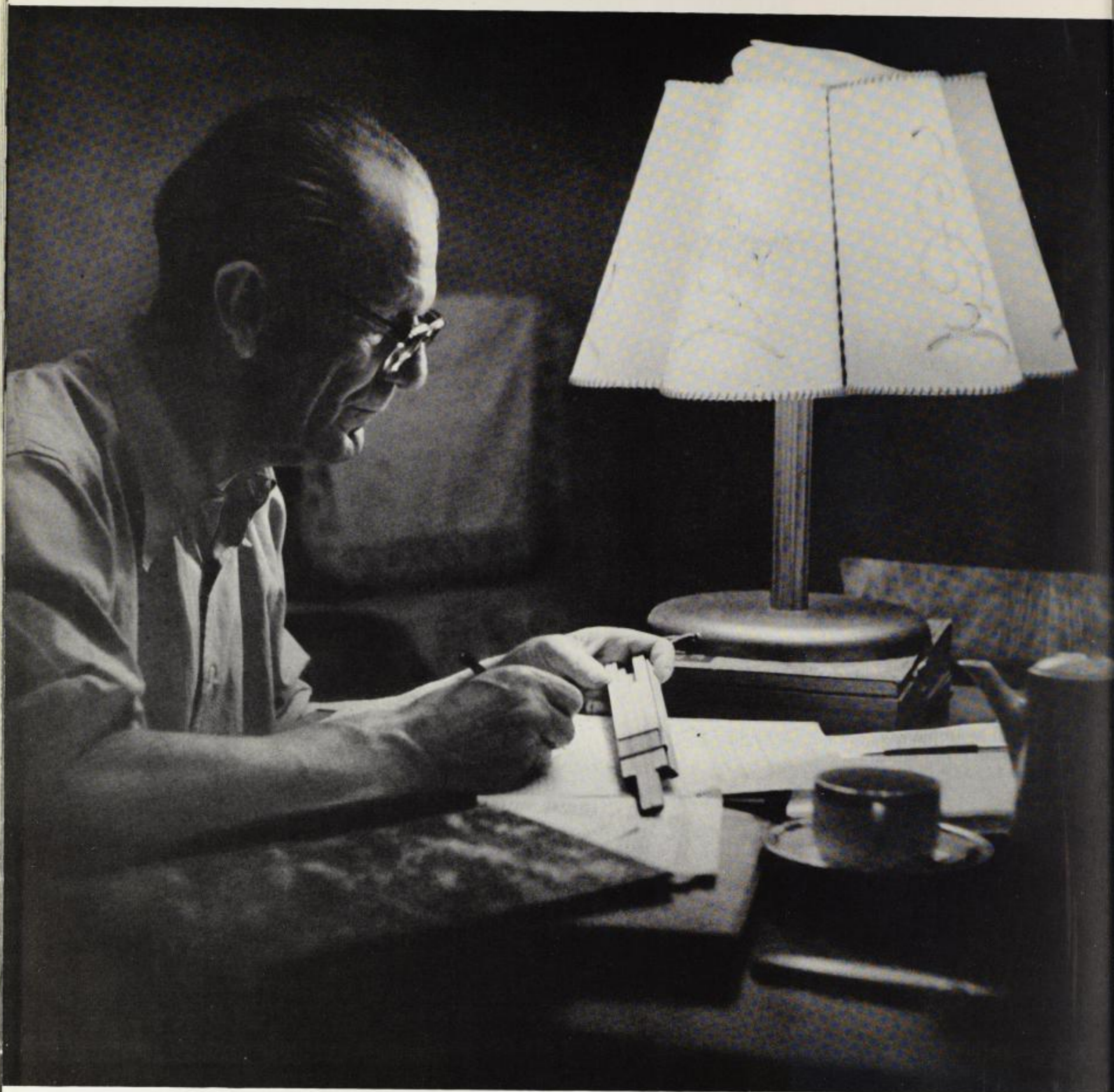
81



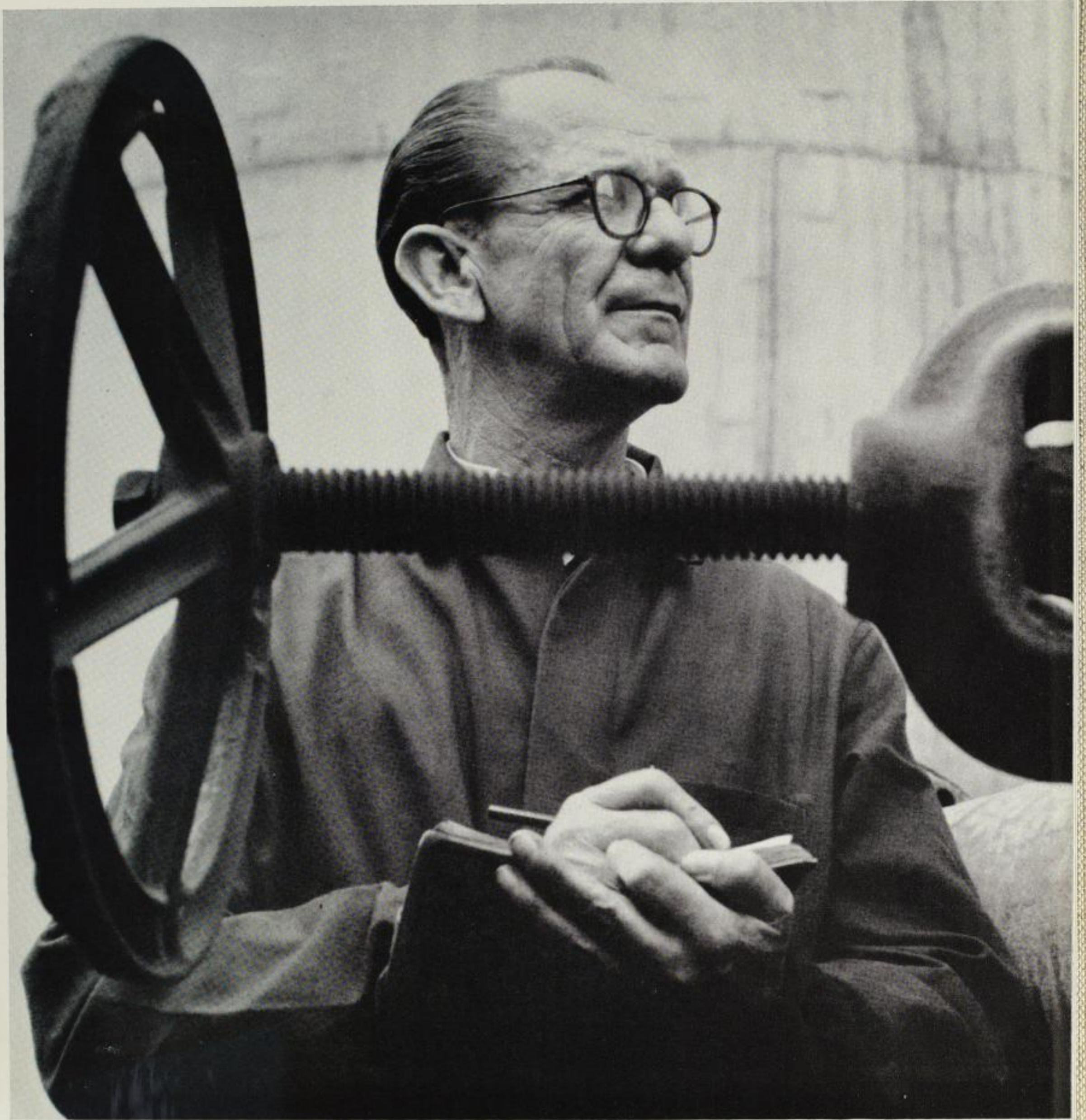


..... allein hebt man keinen
Balken ...“

In ständigen Produktionsbe-
ratungen mit den Werktätig-
en des Betriebes wird die
sozialistische Rekonstruktion
zur Sache aller



Ein sechsfundfünfzigjähriger Meister daheim beim Ingenieurstudium . . .



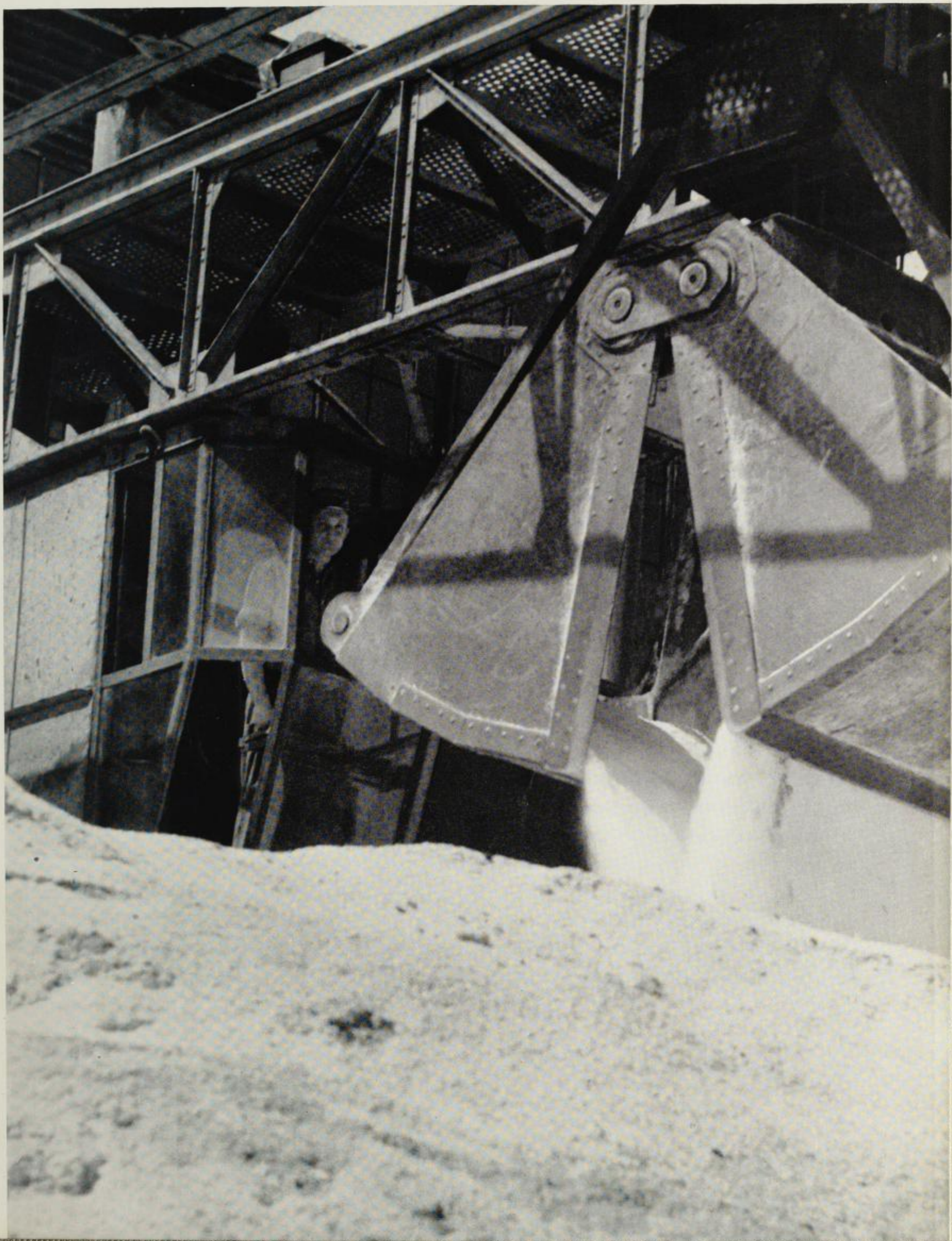
... und im Betrieb



Vorsichtig
rangieren

RAW 7 Oktober
14.12.61

Im Kran beim Salzausladen



87

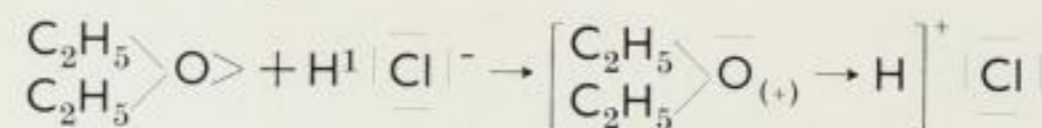
„Lernen ist wie schwimmen gegen den Strom, wenn man aufhört, treibt man zurück.“

Lernen will gelernt sein

Das Klassenzimmer, das ich von der hintersten Bank aus überschaue, sieht aus wie überall: eine Doppelreihe von Pulttischen, die üblichen hohen Fenster und vorn quer über die ganze Wandbreite eine schwarze Tafel. Das Ungewöhnliche hier sind die sechzehn Schüler. Es sind alles Frauen zwischen 25 und 50 Jahren und, bis auf zwei ledige und eine geschiedene, durchweg verheiratet. Das jüngste weibliche Wesen im Raum ist – die Dozentin.

Woher ich das alles weiß? Weil ich sie in den Pausen oder auf dem Nachhauseweg danach gefragt habe. Dieses Vertrauen habe ich mir sauer genug verdient. An den heißesten Tagen dieses Sommers habe ich mit ihnen die Schulbank in der Betriebsakademie gedrückt und Unterricht in Chemie, Mathematik oder Betriebsökonomie über mich ergehen lassen, obwohl ich gar kein Ingenieurökonom werden will wie sie. Ich will sie nur kennenlernen. Dazu sitze ich heute vormittag wieder unter ihnen. Zwei Stunden Anorganische Chemie. Behandelt werden die chemischen und physikalischen Eigenschaften der Äther.

Draußen vor den offenen Fenstern erstreckt sich eine weite Wiese, die von gelbem Löwenzahn so dicht gesprenkelt ist, daß sie fast wie ein Rapsfeld aussieht. Drinnen überzieht sich die Wandtafel mit einem Kreidemuster von Formeln und Gleichungen, und das sieht so aus – um nur ein Beispiel zu nennen, wie Äther mit Säuren salzartige Verbindungen bildet:



Draußen hört man das Rattern und Pfeifen von Kesselwagenzügen, drinnen die Fragen der Dozentin. „Nach der offiziellen Genfer Nomenklatur, wie sagen wir da, Frau Diederichs?“ – „Wie würden Sie die dritte Reaktion bezeichnen?“ – „Was kann ich machen, um die Peroxydbildung zu verhindern? Vielleicht Sie, Frau Gebler!“

Die Angesprochene sitzt schräg vor mir. Sie mag dreißig sein. Ihr braunes Haar ist im Nacken gelockt. In ihrem Pultfach, das ich von meinem Platz einsehen kann, liegt eine Einkaufstasche, aus der ein hellblauer Knäuel Babywolle leuchtet. Bevor sie den zweijährigen Ingenieurlehrgang begann, hat sie in der Exportabteilung des Kombinats gearbeitet.

Zufrieden mit der Antwort, geht die Dozentin weiter im Stoff. Ich sagte schon, daß sie die jüngste unter den Frauen ist, vierundzwanzig Jahre alt. Ihr schmales, energisches Gesicht ist angestrengt, aber sooft sie eine Frage an die Klasse richtet, schimmert ein ermunterndes Lächeln darin auf.

Ihre mädchenhaft-stille Art und das sichere Können haben ihr schnell das Vertrauen ihrer an Alter, an Lebens- und Berufserfahrung meist überlegenen Schülerinnen verschafft. Vor allem auch deshalb, weil alle ihren Lebensweg kennen.

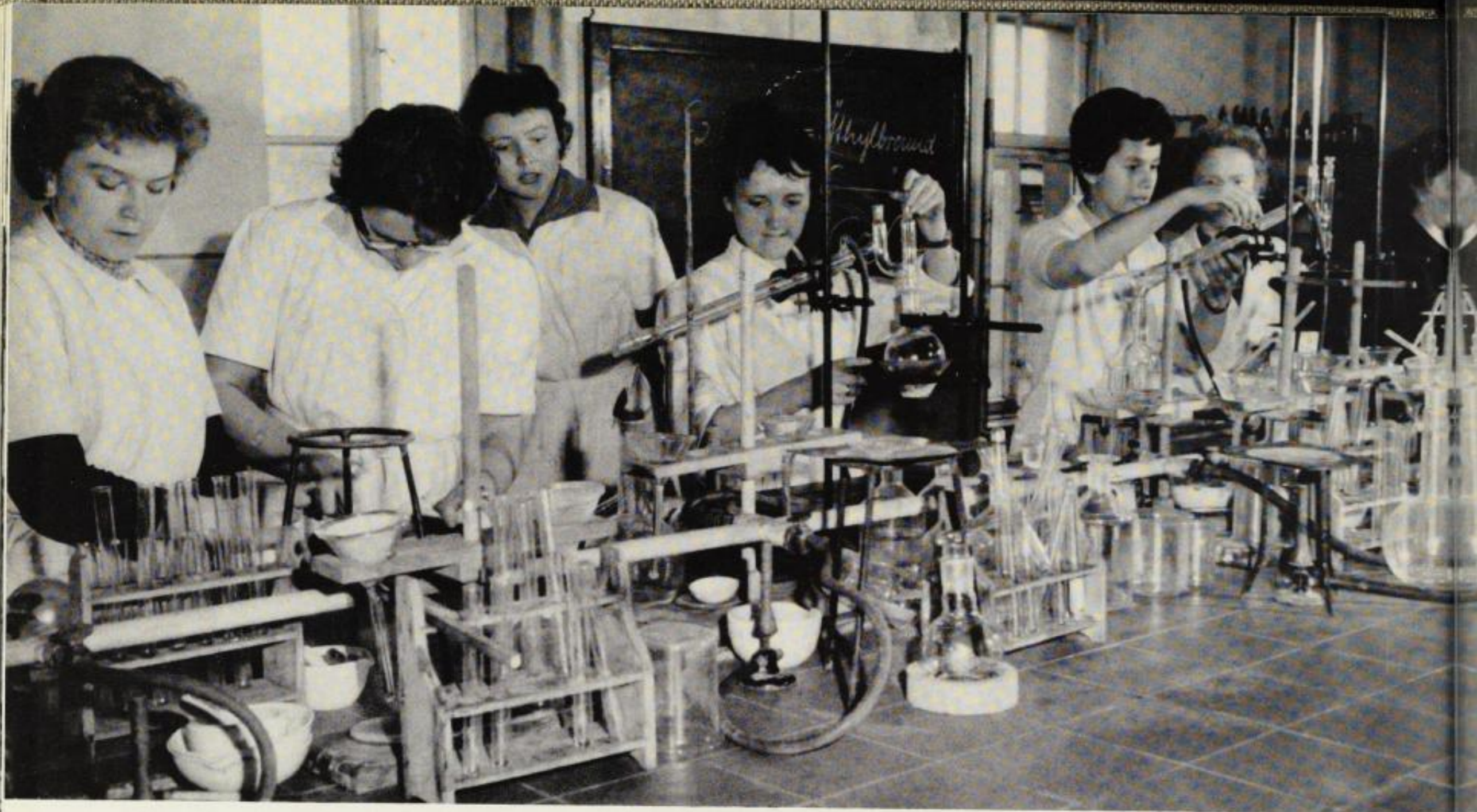
Als Kind war sie mit der Mutter auf der Flucht vor dem Amoklauf der Nazitruppen, ehe sie nach Bitterfeld verschlagen wurden. Der Vater war gefallen. Sie begann ihre Lehre im EKB als Laborantin. Im Alter von sechzehn Jahren trat sie in die Fachschule ein, und nach drei Jahren Studium stand sie als Ingenieurchemiker im Leben. Bald darauf begann sie ihre Lehrtätigkeit an der Betriebsakademie Bitterfeld-Wolfen. Ihre Aufgabe als Dozentin nimmt sie geradezu leidenschaftlich ernst. Und da sie weiß, daß das Beispiel mehr zählt als alles andere, hat sie sich selbst ein pädagogisches Fernstudium auferlegt. „Dann erst werde ich mich als richtige pädagogische Mitarbeiterin der Akademie fühlen können“, sagte sie mir. Unbedingte Gewissenhaftigkeit ist für sie einfach eine Lebensnotwendigkeit. Ihr Ziel ist das Hochschulstudium. Ein klarliniger, beständiger, aber auch mutiger Lebensweg eines Mädchens aus dem Alltag unserer Republik. Etwas Besonderes – und doch ein Typus, der Typus der jungen Bürgerin unseres Arbeiter- und Bauern-Staates.

Die Achtung und Zuneigung, die ihr die Schülerinnen zollen, erwidert sie ihnen. Für die vor ihr sitzenden Frauen, die bis auf zwei aus kaufmännischen Berufen kommen und erstmals zum Beispiel von Chemie etwas hören, ist das zweijährige Direktstudium eine harte Nuß. Denn eine Flut von neuem Wissen stürzt auf sie herein, das sie mit einem maximalen Zeitgewinn bewältigen müssen. Es erfordert einen zähen Willen, durchzuhalten.

Wenn man ihre Gesichter während des Unterrichts beobachtet, dann sieht man geradezu die Anstrengung, die es manche Frau kostet. Ich sehe Schatten von Erschöpfung über eine Stirn huschen; eine Hand, die sich an die Schläfe preßt. Aber die Augen, die vor Konzentration fast männlich hart dreinschauen, lassen keinen Zweifel daran, daß es geschafft wird.

In den Pausen hellen sich ihre Mienen auf, glätten sich ihre Züge und werden wieder fraulich oder mädchenhaft oder mütterlich, je nachdem, weich und heiter, so daß man spürt, das Lernen macht auch Spaß und es war ihr eigener, gern gefaßter Entschluß. Jetzt finden sie es auch ganz unterhaltsam, wenn sich ein Neugieriger an sie heranpirscht, um sie auszuhorchen, ob sie Kinder haben oder keine, was der Mann zu seiner Frau auf der Schulbank sagt, vor allem auch, was sie bewogen hat, das Ingenieurökonomie-Studium aufzunehmen – zwei lange, lange Jahre hindurch.

Frau Gebler, eine kleine, gut aussehende Frau, ist Mutter dreier Kinder, das jüngste kaum ein Jahr, der Farbe des Wollknäuels in ihrer Tasche nach ein Junge. Sie erzählt mir freimütig, daß sie ihren Mann sehr, sehr liebt, daß sie eine hübsche Wohnung in Greppin und beide zusammen mehr als ein ausreichendes



Meisterinnenlehrgang und Praktikum in der Betriebsakademie

Einkommen haben, allen Anlaß also, mit dem bisherigen Leben zufrieden zu sein. Aber sie hat sich nicht damit begnügen können.

„Warum nicht, Frau Gebler?“

„Weil wir Frauen größere Rechte bekommen haben, und ich will damit auch etwas anfangen. Ich möchte eine verantwortungsvollere Tätigkeit in unserer Wirtschaft ausüben können. Deshalb bin ich hier. Um einen höheren Verdienst geht es mir wirklich nicht.“

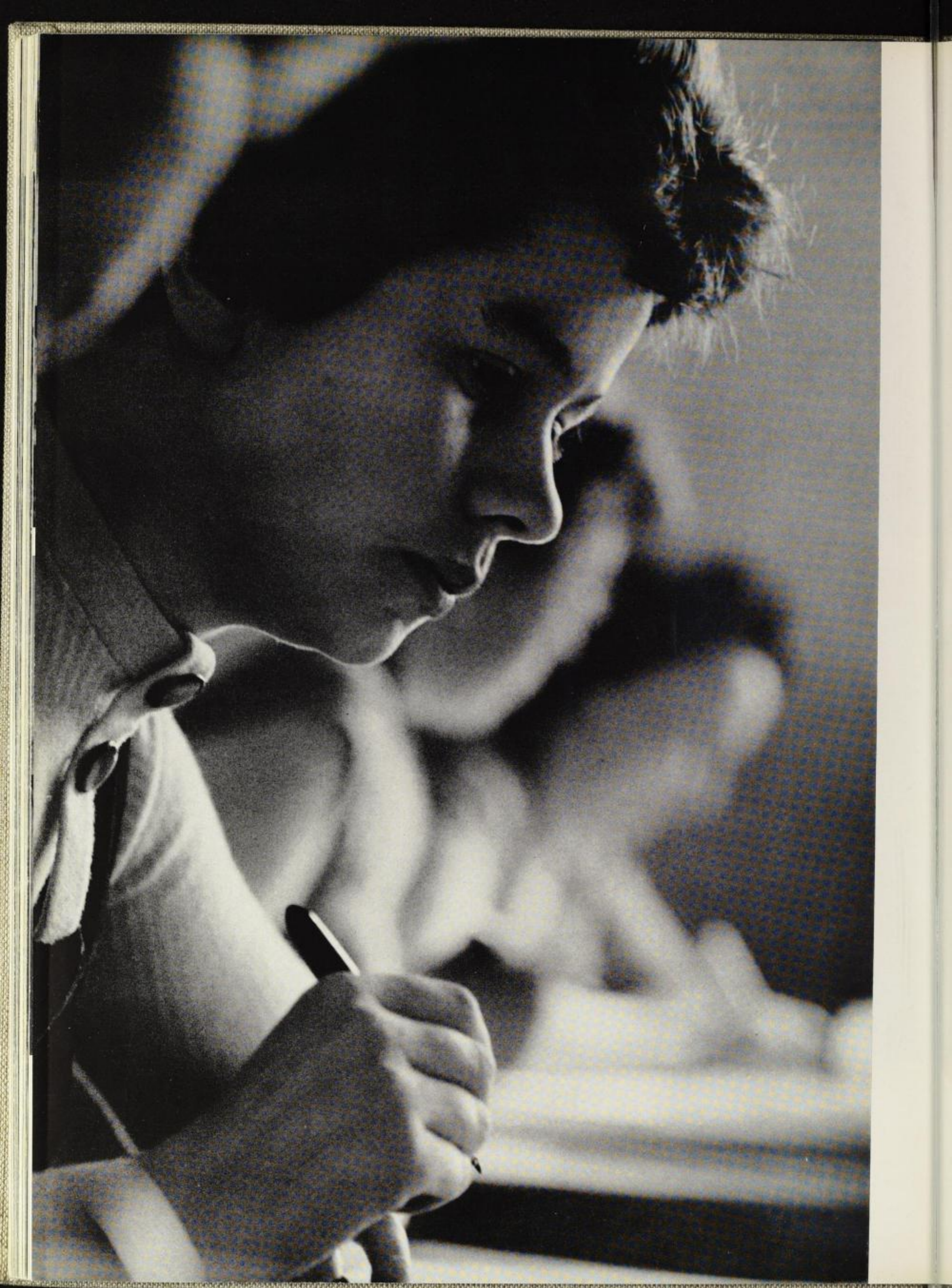
Links von mir steht eine jüngere, kräftige Frau, bereit, mir Rede und Antwort zu stehen. „Mich hat mein Meister immer geschurigelt“, sagt sie. „Mein einziger Traum ist, in meinen Betrieb als Ingenieurökonom zurückzukehren, dann kann ich mich revanchieren. Davor hat er jetzt schon Bammel, der Meister. Wenn's mir hier mal sauer wird, brauche ich bloß an ihn zu denken, wie ich in einem Jährchen zu ihm sagen werde...“ Sie unterbricht sich. „Werden Sie das schreiben?“

„Wort für Wort“, sage ich.

„Dann sag' ich's lieber nicht.“ Sie lacht, und die Umstehenden stimmen ein, offenbar kennen sie ihren Tagtraum schon.

Eine andere Lehrgangsteilnehmerin, die wie Gisela Birkemeyer aussieht, mischt sich ein. „Ich denke auch ans bessere Verdienen. Aber ob da eine so viel höhere Lohngruppe herauspringt – gemessen an den zwei Jahren schrecklicher Anstrengung –, das ist noch nicht einmal sicher. Der technisch-wissenschaftliche Fortschritt verlangt einfach ein höheres Wissen und Können auf allen Arbeitsplätzen. Wer von uns Älteren auf die Dauer Schritt halten will, muß trotz aller Betriebserfahrung, die er besitzt, bemüht sein, diese auszuweiten.“

Das sind die Antworten, die ich nicht etwa aus dem Direktionszimmer herhabe, sondern aus dem Mund dieser lebensbejahenden Frauen selbst erhalten habe. Kein Lippenbekenntnis, denn sie praktizieren es ja. „Stellen Sie es sich nicht immer so leicht für uns Frauen vor“, sagte mir eine andere und erzählte dann, daß sie von ihrem Mann geschieden ist. Eine zehnjährige Tochter lebt bei ihr, aber einmal im Monat darf das Kind seinen Vater besuchen. Dann verwöhnt er es natürlich. „Neulich erklärt mir doch meine Gisela, sie wolle lieber zu ihrem Vater ziehen. Du bist bloß immer ernst, hat sie mir wörtlich gesagt. Was das für eine Mutter bedeutet, die ihr Kind abgöttisch liebt und alles für es tut oder zu tun meint, können Sie sich denken. Im ersten Schock wollte ich den ganzen Kram hier hinschmeißen. Denn ich weiß, das Beste, was man einem Kind schenken kann, ist – Zeit. Und ich bin zu beschäftigt gewesen, um mir genügend Zeit für das Kind nehmen zu können. Aber warum studiere ich denn? Warum schlage ich mir die Nächte mit Lernen um die Ohren? Doch nur für die Zukunft meines Kindes. Man kann doch die Zukunft eines Kindes nicht in den eigenen vier Wänden aufbauen. Ich habe die vier Wände meines Elternhauses vierundvierzig zusammenstürzen sehen. Wir müssen über den Zaun hinaussehen und auch dafür sorgen, daß der Staat, in dem das Kind aufwächst und seine Zukunft haben soll, stark und friedlich ist. Deshalb lerne ich. Das Kind wird es später verstehen, warum seine Mutter weniger mit ihm gespielt als mehr gelernt hat.“





In der Betriebsakademie

„Und Ihre Tochter?“ frage ich. „Ich meine...“

Sie läßt mich nicht erst aussprechen. „Nein, nein“, antwortet sie, „es ist ganz gut, daß es mal so gekommen ist. Ich nehme mir jetzt mehr Zeit für sie, es geht, und es ist ganz anders seitdem. Ich habe eingesehen, man muß die Zukunft seines Kindes eben doch auch in den eigenen vier Wänden aufbauen.“

Für alle sechzehn Frauen ist es eine Selbstverständlichkeit, daß sie sich den gemeinsamen, oft steinigen Weg durch die Studienzeit in gegenseitiger Hilfe und Aufmunterung erleichtern. Das tun sie, nicht um einer Forderung des Augenblicks gerecht zu werden – es ist ein tiefer und dauerhafter Wesenszug.

Dort, fünf Schritte von mir, habe ich einen lebenden Beweis dafür. Im Schatten der Hauswand stehen in der Frühstückspause die älteste und jüngste Schülerin beisammen. Die Ältere, fünfzig Jahre alt und schon ergraut, war vordem im Werksarchiv, die Jüngere im Labor angestellt. Jener fällt es nicht immer leicht. An einigen Stellen der eben verflossenen Unterrichtsstunde ist sie nicht mitgekommen, sie brauchte mehr Zeit zum Mitdenken. Das weiß die Jüngere, und sie hilft ihr, die Lücken im Schreibheft zu schließen. Sie ist die erklärte Patin der Grauhaarigen und nie ungeduldig. Nur wenn Unterrichtsschluß ist und draußen ihr Freund mit dem Roller wartet, ist sie am längsten Patin gewesen. Adieu Chemie, bis morgen!

Doch das schönste Zeugnis ihrer kollektiven Denkweise haben die Frauen unlängst abgegeben, als während einer Grippewelle vier Lehrkräfte auf einmal erkrankten, darunter ihre junge Dozentin für Chemie. Eine Vertretung war nicht zu beschaffen, und der Unterricht sollte in diesem Fach ausfallen – was nirgends in der Welt eine unwillkommene Abwechslung ist. Aber das Klassenkollektiv kam überein, die Stunden dennoch durchzuführen.

Wie sonst versammelten sie sich zu den fraglichen Stunden in ihrem Klassenraum. Acht Tage lang blieb der Katheder leer. Sie nahmen sich ihre Bücher vor und gingen das Pensum des letzten Monats noch einmal durch. Eine der Mitschülerinnen, die von ihrer Labortätigkeit her ziemlich gute Kenntnisse besaß, übernahm es, ab und zu Wiederholungsfragen zu stellen. Im übrigen saß jede an ihrem Platz und büffelte, „wie es nach dem Willen unserer Dozentin gewesen wäre“, sagte mir eben diese frühere Laborantin. „Eine Stille herrschte acht Tage lang bei uns wie in einer wissenschaftlichen Bibliothek.“

Kabelka atmet wieder auf

In der Frühe des Montags stand Fred Kabelka wie gewöhnlich auf einem Säurewaggon und führte das Füllrohr ein. Die Sonne fiel flach in die Werkstraße, legte Schattenläufer aus und ließ die grauen, taufeuchten Rücken des Kesselzuges aufschimmern. Hier und dort dampfte es weiß aus einem Ventil am Rohrnetz. Solche diesigen Morgenstimmungen liebte Kabelka. Da bekam selbst die nüchterne Werkstraße Poesie. Heute aber war ihm das gleichgültig.

Unten bei den Gleisen erschien Meister Heide und rief zu ihm hinauf: „Halb zwei hörst du auf. Vierzehn Uhr dreißig wird deine Sache verhandelt. Im Speiseraum.“

„Ich weiß“, rief Kabelka zurück. Er war vierundzwanzig Jahre alt.

„Gut“, sagte Meister Heide und ging wieder.

Aber nach wenigen Schritten kehrte er noch einmal um. Diesmal kletterte er, schwerfällig mit seiner gedrungenen Gestalt, die Eisenstiege zu Kabelka hinauf, er wollte ihm noch ein gutes Wort mitgeben. Bei allem, was vorgefallen war – Fred war kein schlechter Kerl, und sicher würde ihm heute ein kameradschaftliches Wort gut tun.

„Den einen dreckigen Kessel habe ich reklamieren lassen, der geht leer nach Wolfen zurück“, sagte er.

„Hängt ihn mit an, damit er gleich retour geht.“

„Ist schon reingeschoben“, antwortete Kabelka.

Beide betrachteten, an die Schutzstange gelehnt, die Füllöffnung, obwohl es dort nichts als das übliche zitternde Wölkchen von Säuredampf zu sehen gab. Nach einer Weile räusperte sich Heide. „Saumäßig habt ihr gestern wieder gespielt.“ Trotz seiner fast sechzig Jahre war er noch immer ein Fußballfanatiker.

„Wenn ihr so weiter stümpert, seid ihr bald das Schlußlicht.“

„Bei dem weichen Boden war nicht mehr drin“, erwiderte Kabelka. „Quatsch. Die Dessauer Mannschaft hat sich auch mit dem Boden abgefunden. Aber ihr habt jedesmal eine andere faule Ausrede.“ Unvermittelt fragte Kabelka: „Ist heute jemand von der Staatsanwaltschaft dabei?“

Heide tat, als müsse er sich erst zurechtfinden. Er blinzelte in die schräge Sonne. „Ach so, du meinst bei der Konfliktkommission? Was weiß ich. Möglich schon. In deinem Fall nehme ich an, daß einer kommt.“

Kabelka wäre es lieber gewesen, wenn man unter sich geblieben wäre, wenn die Verhandlung ganz unter Arbeitskollegen stattfinden würde. Dann konnte es nicht schlimm werden. Die wußten, was für eine gute Arbeit er leistete und daß er einsprang, wenn bei der Planerfüllung Not am Mann war. Von ihnen sollte ihm außerdem keiner erzählen, daß er nicht schon einmal in der Tinte gesessen hätte. Staatsanwälte dagegen waren so Leute. Obwohl es im Grunde egal war, wer dabeisaß. Er war willens, heute reinen Tisch zu machen. Seit zwei Wochen quälte er sich wegen der Geschichte. Alle Freude an der Arbeit war ihm vergällt, er war schon ganz trübselig geworden, und man sah es ihm an. Die Ungewißheit war scheußlicher als alles andere, was bei der Verhandlung herauskommen konnte.

Gegen seinen Willen hörte er sich zum Meister Heide sagen: „Ist doch schon ganz egal, was für Salbader auf mich losgelassen werden. Wenn ihr mich rausschmeißt – Arbeit finde ich überall. Beim Rohrleitungsbau kann ich sofort anfangen.“

Heide schluckte, schob heftig die Mütze aus der Stirn. Für Augenblicke verschlug es ihm die Rede. Empört dachte er: Ein starkes Stück! Wagt sich, mir ins Gesicht zu sagen, daß er sich bereits um eine andere Arbeit gekümmert hat! Wir in der Brigade rennen uns die Hacken für ihn ab, und der Herr Kabelka schaut sich inzwischen nach einer anderen hübschen Arbeit um. „Na, dann ist ja alles klar“, sagte er mit gespielter Ruhe und macht Anstalten, wieder hinunterzusteigen. „Dann ist ja alles in bester Ordnung. Schafft ja auch bißchen Abwechslung, wieder mal ein anderes Brigadchen kennenzulernen.“

Kabelka sagte schnell: „Meine Frau hat sich beim Rohrleitungsbau erkundigt, nicht ich. Mein Schwager arbeitet dort. Ich ginge...“ Meister Heide schnitt ihm das Wort ab. Er war schon unten angelangt und streckte den Kopf nochmals in die Höhe. „Pfui Teufel“, rief er hinauf. „Jetzt auch noch die Frau vorschieben!“

Kabelka aber hatte ihm sagen wollen, daß er nicht gern wegginge. Weder vom Betrieb weg noch aus der Brigade. Hier war er eingefuchst. Er arbeitete gern als Säureabfüller. Und seine Freunde – nun, das waren die Kumpel hier. Damit meinte er es ganz ehrlich. Das hätte er Meister Heide gern noch gesagt, der aber entfernte sich schon das Bahngleis entlang auf das Sozialgebäude zu.

Vor sich hin fluchte Kabelka: „So ein Mist, das Ganze! So ein verdammter, überflüssiger Mist!“

Im Speiseraum hatte man die Tische zur Wand gerückt und Stuhlreihen gebildet. Vorn waren drei Tische zu einer Tafel aneinandergeschoben. Daran saßen die Mitglieder der Konfliktkommission, sieben an der Zahl.

Den Vorsitz führte der Normierer Paul Schäde, ein alter Bitterfelder, den alle Welt kannte, ein angesehener Arbeiter mit einem kantigen Kopf und tiefliegenden Augen. In seinem Gesicht paarten sich Härte und Güte. Vor vielen Jahren hatte er bei einer Kesselexplosion den linken Arm eingebüßt, und der leere Ärmel steckte in der Rocktasche des feierlich dunklen Anzuges, den er heute trug. Wie bei den meisten Versammelten war sein Haar noch naß. Denn man kam direkt von der Arbeit, aus den Werkhallen und Büros,

hatte sich rasch gewaschen oder geduscht, umgezogen und durchgekämmt. Es war unmittelbar nach Schichtschluß.

Schäde sah sich im Raum um, der von gedämpften Stimmen und Menschen gefüllt war. Etwa fünfzig Personen mochten zusammengekommen sein, Vertreter der BGL und der Betriebsleitung, Zuhörer auch aus anderen Betrieben, denn die Verhandlung war öffentlich, dann vor allem die Mitglieder der Brigade, der Kabelka angehörte, und natürlich der Vorgeladene selbst, der Säureabfüller Fred Kabelka.

Dieser saß in der vordersten Reihe gespannt auf dem Stuhlrand. Ihm war flau zumute. Er hätte gern geraucht, aber niemand rauchte. Von Gerichtssaalatmosphäre war hier nichts zu spüren. Die Umgebung war ihm vertraut: der Speiseraum, seine Kumpel, die sich um ihn herum plaziert hatten, und er saß mitten unter ihnen. Schäde Paul, den Vorsitzenden, kannte er auch. Und aus den Fenstern sah man auf das gewohnte Bild der Werkstraße, im Vordergrund Rohrleitungen und weiter hinten die Gruppe der drei Absorptionstürme des Oxalsäurebetriebes.

Trotzdem fühlte Kabelka sich unbehaglich. Davon, daß die Brigade, vom Betriebsleiter bis zum Bademeister, anwesend war, wurde es plötzlich nicht leichter, eher schwerer.

Im Raum wurde es sofort still, als der Vorsitzende eröffnete. Seine feste Stimme flöbte Autorität und Vertrauen ein. Der Vorgeladene habe sich mit der Zusammensetzung der Konfliktkommission einverstanden erklärt, sagte er. Dann begrüßte er, indem er sich einem etwa dreißigjährigen Mann zuwandte, der in einem grauen Alltagsanzug am linken Ende der Tafel saß, den Vertreter der Staatsanwaltschaft. Dieser werde nicht in die Führung der Verhandlung eingreifen, sondern nur beraten, aufklären, falls es nötig werden wird.

„Wir haben zu beraten“, fuhr Schäde in langsam und schwer gesetzten Worten fort, „über die Verfehlung eines unserer Kollegen. Wir sind kein Gericht, das ihn deswegen aburteilen, sondern ein Kollektiv, das ihn erziehen will“, und er blätterte in seinen Unterlagen, als suche er noch den Anfang, schob sie dann aber entschlossen beiseite und blickte Kabelka an.

Der stand auf.

Er spürte, daß seine Haut feucht war. Seine Frau hatte ihm noch dazu geraten, den dunklen Sonntagsanzug anzuziehen, weil es einen besseren Eindruck mache. Jetzt kam er sich darin beengt vor, deutlich spürte er die Ärmelnähte.

„Ich kannte deinen Vater“, hörte er den Vorsitzenden sagen. „Bis zu seinem Tod haben wir im gleichen Betrieb gearbeitet. Wir sind auch Nachbarn gewesen. Dich kenne ich, seit du auf der Welt bist. Vor vielen Jahren hat mal jemand die Einlegegurken aus meinem Garten geklaut. Ein ganzes Beet abgeräumt. Ich hatte dich in Verdacht. Du warst elf Jahre alt. Ich habe dich zur Rede gestellt. Und du hast es ohne Umschweife zugegeben. Nicht daß ich dir das heute vorwerfen will. Ein Junge, der nicht mal über einen fremden Zaun klettert, ist ein Schißling. Ich sage es aus einem anderen Grund. Das hat mir damals gefallen, deine Ehrlichkeit. Genau so offen möchten wir dich heute sehen. Aber jetzt setz dich!“

In dieser Art, in der er durch seine knappen Sätze Kabelka sozusagen zum Gleichschritt zwang, begann er nun auch den Sachverhalt darzustellen.

Am 19. des vorigen Monats hatte Kabelka mit einem Arbeitskollegen die Schicht getauscht. Er wollte früh nach Leipzig fahren, um seine Frau und seine beiden Kinder vom Bahnhof abzuholen. Sie sollte mit dem Zehnuhrzug aus Wismar ankommen, wo sie bei ihren Eltern drei Wochen zu Besuch gewesen war. Kabelka hätte zur zweiten Schicht bequem zurück sein können, wie es abgemacht war. „Das stimmt so?“ fragte ihn der Vorsitzende.

„Ja“, sagte Kabelka.

Statt dessen ließ er sich den ganzen Tag nicht mehr im Betrieb blicken. Auch am darauffolgenden Tag kam er nicht zur Frühschicht. Erst nachmittags erschien er wieder an seinem Arbeitsplatz. Er hatte sich – zunächst beim Meister – damit entschuldigt, daß der Zug zwei Stunden verspätet eingetroffen sei, und überdies sei seine Frau gar nicht mitgekommen. Deshalb habe er noch die Ankunft des Nachmittagszuges und des Efuhrnachtzuges abgewartet. Doch auch da sei die Frau nicht mitgekommen. So sei er dann nach Bitterfeld zurückgefahren. Zu Hause habe er ein Telegramm vorgefunden, in dem seine Frau mitteilte, sie käme erst einen Tag später mit dem Frühzug an. Worauf er am nächsten Morgen nochmals nach Leipzig gefahren sei und seine Familie in Empfang genommen habe.

Als man ihn tags drauf in einer gewerkschaftlichen Mitgliederversammlung zur Rede stellte, zeigte er das Telegramm vor, und die Brigade schenkte seiner Darstellung Glauben. Warum auch nicht? Kabelka leistete gute Arbeit im Betrieb, er war beliebt, immer stand er zur Brigade, und daß er von der Arbeit fernblieb, war zum ersten Mal vorgekommen. Zwar fielen harte Worte. Heftige Vorwürfe mußte er einstecken, weil er den Betrieb an keinem der fraglichen Tage verständigt habe, nicht einmal telefonisch. Aber gut, Kabelka sah seinen Fehler ein. Die versäumte Arbeitszeit nachzuarbeiten, verpflichtete er sich, und er tat es auch.

„Und beinahe wäre dir dein Schwindel geglückt“, schloß der Vorsitzende.

Kabelka rückte auf dem Stuhl, schnellte dann auf und sagte: „Darf ich etwas...?“

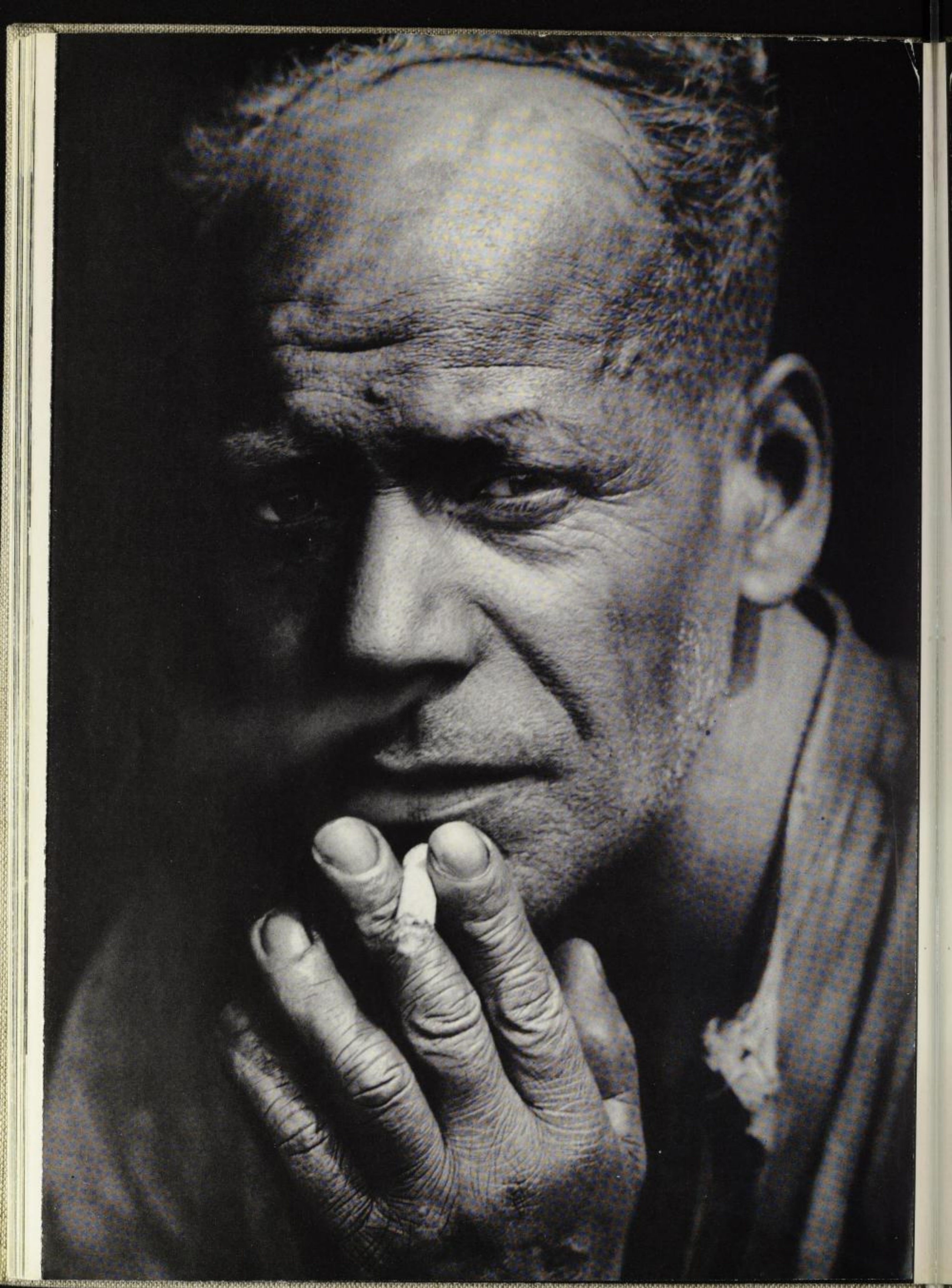
„Was?“

„Ich möchte mich verpflichten“, begann er, aber noch bevor er fortfahren konnte, hatte Meister Heide, der in der zweiten Reihe saß, nach vorn gerufen: „Erst wollen wir von dir die Wahrheit hören! Nicht anders. So leicht, daß du uns vielleicht mit ein paar Aufbaustunden um den Bart gehst, kommst du nicht noch mal davon!“

„Ich bin auch noch nicht fertig“, sagte der Vorsitzende ruhig, aber in einem veränderten, weit schärferen Tonfall. „Längst noch nicht. Dein Verhalten zum Betrieb und zur Brigade ist nur die eine Seite. Die andere Seite ist, daß unter uns ein Staatsanwalt weilt. Wäre er nicht hier, würdest du heute anderswo sitzen. Nämlich im Gerichtssaal. Angeklagt wegen Körperverletzung und Ruhestörung. Diese „Freizeitbeschäftigung“ hattest du im Betrieb verheimlicht.“



Das Brigadetagebuch, das Dokument vom Wachstum des Kollektivs



10. April

Die erste Mai ist nicht mehr weit, wir sitzen heute zusammen und überprüfen kritisch unsere Leistungen des letzten kalten Jahres. Demnächst zum Kampftag der Arbeiterklasse wollen wir die besten von uns zum Aktivisten auszeichnen.

"Hör mal bei Kollegen" sagt der Stephan, unsere Komplex-Brigade, "ich denke wir beschäftigen uns erst mal mit den Kollegen die bei der letzten Auszeichnung im Oktober zurück gestellt wurden. Das ist der Robert und der Gerhard geübert, wie ist eure Meinung zu den beiden Kollegen, haben sie es noch verdient oder sind sie schlechter geworden?" "Bei mir ist da überhaupt nichts drin" sagt der Gerhard, "denn schick mal bei der letzten Auszeichnung wurde ich von der Kommission zurück gestellt weil in meiner gesellschaftlichen Arbeit noch einige große Lücken drin sind, und verändert habe ich mich nicht, ich dürft doch nicht denken daß ich mich wieder ablehnen kann, nein, nein, da wird nichts draus." "Hör mal Gerhard, wenn du es selbst weißt wo du hingehst, warum ändert du denn deine Arbeit nicht?" "Das ist meine Sache." "Ja hör mal", sagt "Hondel", "ist denn das keine gesellschaftliche Arbeit wenn wir tag für tag wie die Affen kauen? Sonntag wie Freitag, ich denke das ist genug für eine Gesellschaft?" "Du hast mir zum Teil recht, etwas, denn sich mal für deine geleistete Arbeit bekommen das gibt dein Geld von der Gesellschaft zurück." "Ach so denn ist es wohl besser wenn ich gesellschaftlich eine Kamme bin nicht in meiner Arbeit kann ich das größte Lückenschwein

sein, nein, nein nein nicht Stephan so nicht, erst kommt die Arbeit, und wenn ich die fertig habe, dann hab ich die Lücke voll." "Hör mal Leon" mische ich mich in das Streitgespräch ein, "wie dürfen nicht das eine von anderen kommen, wir haben uns doch gesagt daß wir unsere besten zum Aktivisten machen wollen und das müssen eben welche sein die arbeitsmäßig und gesellschaftlich, also auf beiden Gebieten drin da sind, der Gerhard das hat schon recht wenn er sagt, daß er sich nicht groß verändert hat, in seiner Arbeit ist er noch wie vor drin da, aber diskutiert er denn mal über irgend etwas?" "Dem Diskutieren ist noch kein Metall in einem Ofen gekommen, oder?" "Nein schon davon kommt kein Metall in den Ofen aber wenn ich im Kopf über alle Fragen klar bin, und diese Klarheit in meine Bewegungen der Hände lege, dann kommt Metall in den Ofen." "Hör doch auf mit deinen Moralpredigten, was hat man denn in der Vergangenheit alles zum Aktivisten gemacht, sind das etwa alles Vorbilder gewesen?" "Sollen wir den Fehler immer so weiter machen?"

Damit will ich diese Diskussion abschließen denn sie ging noch eine ganze Zeit hin. Wir kamen jedenfalls auf den Punkt daß der Robert das ist, das das bringt was wir von einem Aktivisten verlangen, er wurde von der Brigade einstimmig zum Aktivisten vorgeschlagen.

Von der Kommission der A G L über Aktivisten-Auszeichnungen wurde unser Vorschlag akzeptiert, Robert wird am Lovabend des ersten Mai zum zweiten mal Aktivist werden.

das macht als langer arbeiten die jeweiligen Lehrgruppen 5 er
werden wie noch fortlegen." Diese Entscheidung findet die Aus-
weisung der gesamten Brigade. Also was geht von dem 5er
am Montag mit Paul nach die Halle I?" "Der Robert der noch
noch mal bis morgen denn der "Ede" hat heute ausreißt
das wollte mit mir zusammen gehen." "Ich gut, Paul das
können wir so machen." "Hör mal Robert", sagt Alfred, "wenn
der "Ede" nicht mit gehen sollte, so gehe ich als Montag mit.
"Ich in Ordnung verbleiben wir so."

"Du Fritz gibst mal was anderes", sagt Klaus Heinz, "wie ist
das nun mit dem Ofen heute haben beim Finken, dürfen
das nun überhaupt keine mehr nicht gebohrt werden oder
wie ist das?" "Hör mal Heinz, davon hat doch überhaupt
keine Ahnung gesagt. Nur das Hochziehen in jedem Falle das
können und dürfen wir nicht. Also wie schon gesagt wenn
mal ein Ofen ist das nicht durchführbar, ist es klar das es
angewogen werden kann." "Ich schlage meinem Ofen nicht das
sagt Herbert Heinz. "Sieh mal mein 15 was das für eine
Hörbe ist, da kommt die keine davon, aber immer wieder
Leder muß das bringen, das ist doch ein Totensinn, ich mach
doch die Kumpel mit Gewalt kaputt, ich mache den Spaß nicht
mehr lange mit, wenn mich der Lauf mal packt dann
darauf ich den zusammen das es Kopf steht." "Hör mal
Heinz, das ist nicht richtig was du da sagst, sieh mal, du
weißt ganz genau so gut wie ich das dein 15 er Ofen als
15 er Ofen läuft, man will davon ausprobieren wie sich
so ein Ofen hält." "Immer nur auf die Thesen der Kumpel,
andere geht es wohl nicht." "Hör mal Heinz bleibe doch mal
sachlich, können wir denn diese Kerker im Herbst im

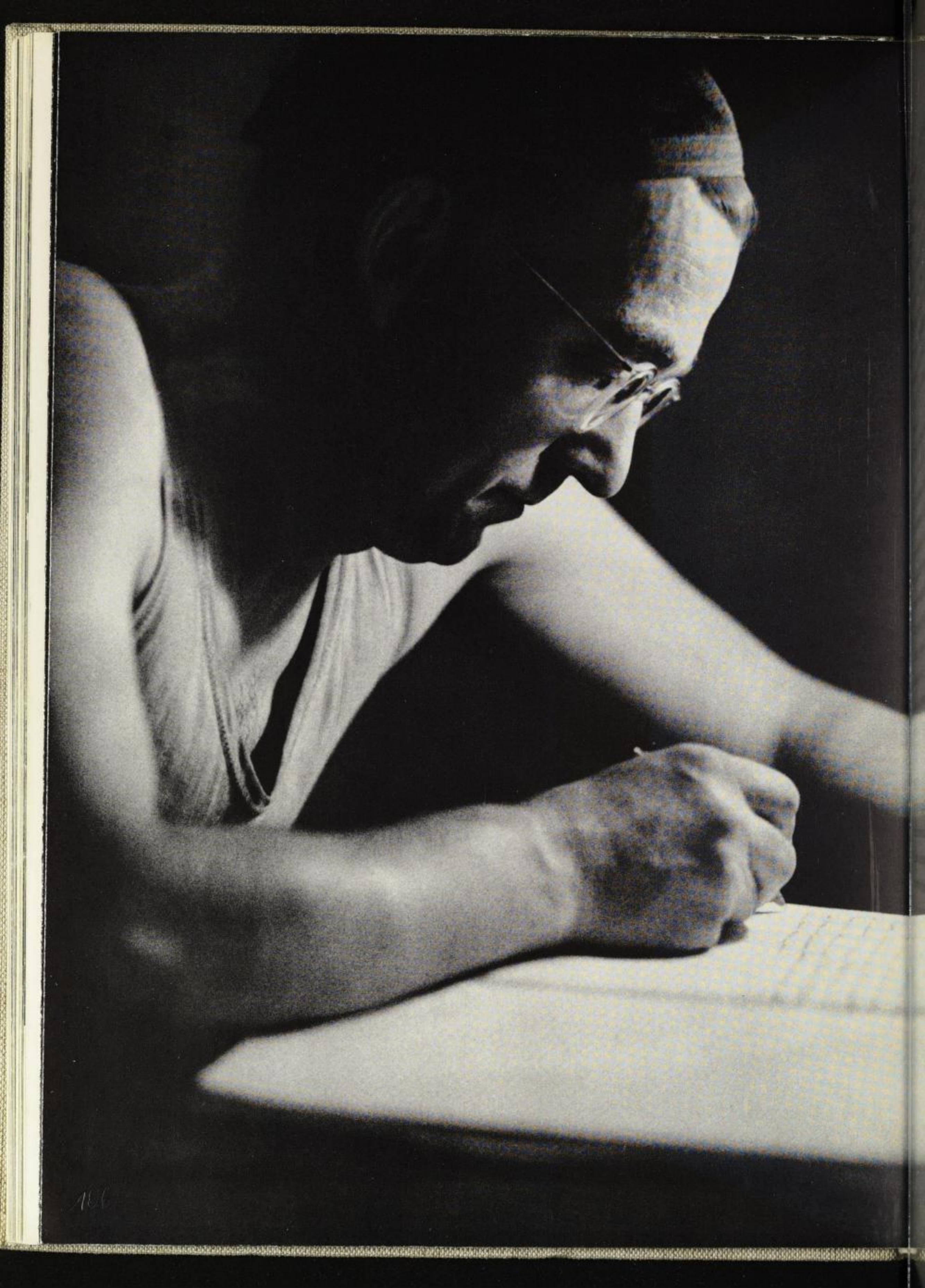
Asagurglas machen, oder im Ofenhaus an dem Ofen?" "Ich
doch so wie alles Mist", fällt mir das "Bärle" ins Ohr, "immer
mit drauf auf den Kumpel und wenn er kommt, die da oben
die brauchen ja die "Kläge" nicht zu machen, ist doch alles
Mist, da kann man doch die Kräfte bringen." Ich bin auf
grund dieser Diskussion von "Bärle" sprachlos. "Ich so gut
hast du wohl ab, wenn man die mal die Wahrheit sagt
dann hast du ab, so nicht mein Liebes." "Ja gut das
hast du recht, ich finde auch wirklich im Moment keine
Stärke, denn das hat mich die Sprache vorklagen, wenn
man dich so hört da muß man annehmen ich seid
eine Brigade die erst mal anfangen will um den Titel
"Brigade der sov. Arbeit" zu ^{hängen} ~~erhalten~~. Denke aber bitte mal da-
ran, daß wir eine Brigade sind, die schon über ein Jahr
mit diesem Titel ausgezeichnet sind, da wunderst du dich
noch daß ich über deine Diskussion sprachlos bin." Jetzt was
ist es das sprachlos was und weg ging.

26. Januar

Heute wollen wir eine Produktions-Beratung in der Brigade mit
dem Ing. Pöhl machen. über das erwarte ich im Januar wollen
wir uns unterhalten.

"Schnell Fritz, komm nach Halle I da läuft ein Ofen." Ich
rause los. Als ich nach einer Stunde wieder zurück komme
ist grade die Beratung zu Ende. "Heinz geht es was besonders
bei dieser Beratung?" frage ich unseren Brigadier. "Das soll
es schon neues gegeben haben, wie immer!" das was alles
was ich von ihm erfahren kann. Damit kann ich natür-
lich bestlich wenig anfangen.





100

Was hatte Kabelka sich bloß gedacht? Hatte er wirklich geglaubt, die Sache im Betrieb vertuschen zu können? Einem Menschen nur hatte er die Wahrheit erzählt, Semmler, mit dem er die Schicht getauscht hatte, seinem engsten Freund und Sportkameraden, ihm als einzigem hatte er sich anvertraut. Und Semmler, der heute zwei Stühle neben ihm saß, hatte damals gemeint, das Ganze sei eine Lappalie; er tippte auf eine Geldstrafe, einen kleinen Strafbescheid. Davon hatte Kabelka sich nur noch bestärkt gefühlt, die Sache ganz für sich abzumachen.

Auch hatte Semmler versprochen dichtzuhalten. Klar, unter Freunden. Acht Tage lang aber hatte Semmler unter seiner unfreiwilligen Mitwisserrolle, die sein Gewissen gegenüber der Brigade beunruhigte, gelitten. Geradezu erleichtert hatte er sich gefühlt, als Kabelkas Verfehlungen im Betrieb offenkundig wurden, und zwar dadurch, daß einige Mitglieder der Brigade ersucht wurden, bei der Staatsanwaltschaft vorzusprechen.

Dort war dem zuständigen Staatsanwalt eines Tages eine Sache Fred Kabelka in die Hand gekommen, eine dünne Akte, nicht viel dran. Besagter Kabelka hatte versucht, kurz vor Mitternacht in eine am Bitterfelder Bahnhof gelegene Gaststätte Einlaß zu erzwingen, um Bier zu trinken. Trotz mehrmaliger Hinweise auf die Polizeistunde ließ er sich nicht abweisen. Auf eine Bemerkung des Kellners X hin, er, Kabelka, sei „schon besoffen genug“, versetzte er dem Kellner einen Fausthieb ins Gesicht, der ihn an der linken Augenbraue verletzte. Im Volkspolizeirevier war Kabelka geständig; er gab an, es sei erst zehn Minuten vor der Polizeistunde gewesen, außerdem habe er im Lokal noch Gäste sitzen sehen. Er sei durch die Bemerkung des Kellners gereizt worden. Der Verletzte hatte Strafantrag gestellt. Der Tatbestand einer leichten Körperverletzung nach § 223 Abs. 1 des Strafgesetzbuches war erfüllt. Die Geschichte regte den Staatsanwalt nicht weiter auf.

Kabelka? Dem jungen Staatsanwalt kam der Name plötzlich irgendwie bekannt vor. Erst unlängst mußte er ihm begegnet sein. Im Strafregister war ein Kabelka unbekannt; vorbestraft war er nicht. In Gedanken überflog er die Strafrechtsfälle, die er in jüngster Zeit zu bearbeiten hatte, aber auch in diesem Zusammenhang, etwa als Zeuge, tauchte kein Kabelka auf. Man konnte sich täuschen. Zugunsten des Täters sprach auch, daß er sich bei dem Verletzten nachträglich entschuldigt hatte. Das sprach von Reue. Andererseits durfte man Rowdydelikte, die unseren Vorstellungen von neuen Moralnormen – in diesem Fall buchstäblich – ins Gesicht schlugen, nicht bagatellisieren, keinesfalls. Er machte sich Notizen, nahm sich vor, morgen die Anklage zu diktieren.

In der Straße, an der auch das Gerichtsgebäude lag, waren am Rande des Gehsteiges in gewissen Abständen Plakatständer aufgestellt und daran Bilder der besten Werktätigen aus Bitterfelder und Wolfener Betrieben befestigt. Eine Art Siegesallee, wo die Helden der Produktionsschlachten ihre Denkmäler bekommen, keine steinernen, sondern auswechselbare, weil ihr Beispiel gleich wieder andere Helden hervorbringt, die dann für eine Zeitlang die Plätze einnehmen – dort also auf einem der Plakate begegnete dem jungen Staatsanwalt, als er nachmittags heimging, der Name wieder.

Er bleibt stehen, geht näher, liest den Text unter dem Bild. Drei Verbesserungsvorschläge, liest er, hat der junge Neuerer Fred Kabelka im vergangenen Quartal eingereicht, die seinem Betrieb jährlich DM 16 800 einsparen. Die Brigade, der er angehört, zählt, wie der Staatsanwalt weiß, zu den hervorragenden Kollektiven im Kombinat. Ein kräftiges, sportliches und – er muß sagen – auch sympathisches Gesicht blickt ihm entgegen. Scheußlich, denkt er, hier hängt sein Konterfei, eine in der Öffentlichkeit geehrte Persönlichkeit, ein Vorbild für die Vorübergehenden, und fünfzig Meter davon entfernt, im Gerichtsgebäude, oben in meinem Zimmer, liegt eine Strafakte von ihm.

Weitergehend versucht er sich in den Menschen Kabelka hineinzudenken. Dabei wurde ihm klar, daß die strafbare Handlung selbst geringfügig war, gemessen an dem Verstoß gegen das Ansehen des Kollektivs. Was mochten seine Brigadekameraden über ihn denken? Wußten sie überhaupt etwas von dem Vorgefallenen?

Es stellte sich heraus, daß sie nichts wußten, keine Ahnung von einer strafbaren Handlung hatten, als sie zu fünft in seinem Amtsraum erschienen, der Betriebsleiter, der Brigadier, der Parteiorganisator, der Gewerkschaftsvertrauensmann und Meister Heide. Während er ihnen den Tatbestand mitteilte, hockten sie vor ihm, als würde man ihnen eine Schandtat vorwerfen. So sitzen Väter vor einem, die über ihre gestrauchelten Kinder Schande empfinden, dachte der Staatsanwalt.

Sein Gefühl sagte ihm, daß er auf dem richtigen Weg war, wenn er diesem Kollektiv ausreichenden erzieherischen Einfluß auf Kabelka zutraute. Doch er wollte davon auch überzeugt sein. Sie sollten erst selber sprechen.

Fast zwei Stunden währte die Aussprache. Keiner versuchte, Kabelkas Schuld zu verkleinern, ihn herauszuhauen. Alle bekräftigten, was sie nach bestem Gewissen bekräftigen konnten: seine Verdienste in der Produktion, die gesellschaftliche Bereitschaft, das ordentliche Familienleben. Und Meister Heide speziell rühmte das „fußbällerische Können“, wie er sich ausdrückte, wobei er ansetzte, als Beispiel dafür ein Pokalspiel der Bitterfelder Mannschaft zu schildern, so daß der Staatsanwalt ihn stoppen mußte. Nein, insofern war ihr Fred also in Ordnung. Doch jeder der fünf Männer wünschte den Staatsanwalt wissen zu lassen, wie tief ihn der Vertrauensbruch, den Kabelka gegen die Brigade verübt hatte, verletzte. Diese Unaufrichtigkeit, so formulierte es der Brigadeleiter, spreche aber nicht allein gegen Freds Moral, sondern auch gegen die Atmosphäre in ihrem Kollektiv; auch da müsse man die Ursachen aufdecken.

Gerade das wollte der Staatsanwalt aus ihrem Munde hören. Gewiß, sie betrachteten das Vergehen noch zu einseitig von der moralwidrigen Seite her, zu wenig auch von der gesetzwidrigen. Einer von ihnen hatte anfangs geäußert, davon, daß einer einem anderen eins auf die Nase gibt, ginge doch unsere Welt nicht aus dem Leim. Damit hatte er recht. Zu einer sozialistischen Lebensweise aber gehörte es, daß auch das sozialistische Recht bewußt, freiwillig eingehalten wird, und diese Überlegung mußte sich in ihren Köpfen noch festigen. Das war ein Prozeß der Erziehung und Selbsterziehung, bei denen die Justizorgane eng mit den Konfliktkommissionen der Betriebe zusammenarbeiten mußten.

Deshalb eröffnete er schließlich seinen Besuchern, daß die Staatsanwaltschaft Kabelkas Vergehen nicht gerichtlich verfolgen wolle, sondern vorschlage, es vor die Konfliktkommission zu bringen.

Heute nun sah er unter den Versammelten ihre Gesichter wieder, ernst, nachdenklich, in strenger Aufmerksamkeit.

An den Wänden des Speiseraums erblickte er zahlreiche Urkunden, die die Brigade für ihre Produktionserfolge erhalten hatte. An der hinteren Wand hingen sie eine unter und neben der anderen, was wie ein Stück Wandbespannung wirkte. Daran war auch Kabelka beteiligt. Aber jetzt stand er vor dieser prächtigen Kulisse mit hängenden Schultern da, vom Vorsitzenden aufgefordert, zu seinem Verhalten Stellung zu nehmen.

Kabelka sagte, alles stimme. Er habe seine Fehler inzwischen eingesehen. Er bereue seine Handlungsweise. Er werde es gutmachen.

Das klang ehrlich, alle spürten es.

Da ein Handzeichen! In einer mittleren Reihe erhob sich ein etwa vierzigjähriger Reparaturschlosser und sagte: „Was du angestellt hast, Fred, das wissen wir nun. Jetzt sind wir aber neugierig, wie es dazu kommen konnte. Sag was zu deiner Sauferei!“

Kabelka trat von einem Bein auf das andere. Er blickte Semmler über seinen Nebenmann hinweg kurz an. Dabei trafen sich ihre Blicke. Dann schauten beide rasch wieder geradeaus.

„Der Kellner hat ausgesagt“, ergänzte Schäde, „du wärst betrunken gewesen.“

„Betrunken ist Quatsch. Ich habe in Leipzig doch ewig warten müssen. Da habe ich eben paar Biere getrunken. Klar, angeschickert war ich.“

„Na schön“, sagte wieder der Reparaturschlosser, „daß man nicht stundenlang Kaffee trinken kann, versteh' ich. Wahrscheinlich hätt' ich mir in deiner Lage auch eins gekauft. Bloß – ist dir beim Biertisch nicht ein einziges Mal der Gedanke gekommen, daß du deine Arbeitskollegen, vor allem den, mit dem du die Schicht getauscht hast, aufsitzen läßt? Semmler hat zwei Schichten hintereinander machen müssen. Welche Schwierigkeiten wir mit den Arbeitskräften haben, weißt du. Ich kann und kann mir nicht denken, daß du nicht einmal an den Betrieb gedacht hast.“

„Hab' ich doch auch.“

„So'n Wind um das bißchen Sauferei!“ ließ sich ein jüngerer Arbeiter in durchdringendem Flüsterton vernehmen.

Ruhig fuhr der Vorsitzende fort. Immer mehr Hände streckten sich hoch. Die Schleusen öffneten sich. „In der Gewerkschaftsversammlung hast du uns weisgemacht, daß du kein Geld zum Telefonieren hattest. Aber sonst hat's gelangt, wie?“ – „Die halbe Wahrheit ist Lüge, Fred!“ – „Du hast dich nicht wie ein Mitglied einer sozialistischen Brigade, sondern wie ein Rowdy benommen!“

Der Vorsitzende bemerkte, wie sich fast zuhinterst im Raum ein Zuhörer, der Halpert Max, umdrehte und zu seinem Hintermann etwas sagte, worüber dieser feixte. Schäde rief ihnen zu: „Sagt eure Meinung laut!“

Ihr sollt doch mitentscheiden, welche Maßnahmen wir gegen den Kollegen Kabelka ergreifen. Los, Halpert, erzähl uns laut, was du meinst!“

Max Halpert arbeitete seit über vierzig Jahren im Werk. Er war ältlich und krumm, immer ein wenig nörgelnd. Mit knurriger Stimme sagte er:

„Ihr macht hier ein ganz schönes Faß auf, Kollegen. Kabelka hat'n Sauser gemacht. Aber ihr sagt doch, daß er alles nachgearbeitet hat. Und so'n bißchen Drescherei, wa! Da ist ihm gottverdammich mal die Faust durchgegangen. Wir Arbeiter sind nu mal keine Ballettänzer. Und der Kellner soll sich nich so haben. Die Type kenne ich schon lange. Für den ist der Kumpel sowieso Luft. Das ist meine Meinung. Weil du sie hören wollst!“

Eine Woge halblauter Protestrufe ging durch den Raum. „Auch ein Kellner arbeitet! Das scheinst du und Kabelka noch nicht begriffen zu haben!“ Doch es wurde gleich wieder ruhig, als der Staatsanwalt aufstand. Er hatte sich zum Wort gemeldet.

„Hier geht es doch am wenigsten darum“, wandte er sich an alle, „ob jemandem die Nase eines Kellners gefällt oder nicht. Sie müssen sich vor Augen halten, daß der Vorgeladene bei dem gleichen Vorgang auf der Anklagebank säße und aus den geltenden Bestimmungen des Strafgesetzbuches verurteilt werden müßte. Der Verletzte hat Strafantrag wegen Körperverletzung gestellt. Der Vorgeladene müßte nach § 223 verurteilt werden.“ Er nahm ein kleines, gelbes Buch zur Hand und las vor: „Wer vorsätzlich einen anderen körperlich mißhandelt oder an der Gesundheit beschädigt, wird wegen Körperverletzung mit Gefängnis bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“

Wieder sah er in den Saal hinein. „Aber Ihr Kollege sitzt nicht auf der Anklagebank, und er wird aus Ihrer Beratung ohne eine gerichtliche Vorstrafe herausgehen. Für uns geht es nicht um einen Fall, sondern um einen Menschen, nicht um eine Strafe, sondern um seine Erziehung. Die Konfliktkommission hat unser Vertrauen erhalten und damit eine Verantwortung übernommen, und sie wird ihre Verantwortlichkeit im Sinne der sozialistischen Moral und Ethik ausüben. Diese besteht darin, daß durch die Maßnahmen, die Sie treffen werden, sowohl der Vorgeladene als auch das Kollektiv erzogen wird. Deshalb müssen Sie sich fragen: Kannten wir Kabelka wirklich? Und während Sie diese Frage beantworten, müssen Sie sich auch selbst prüfen.“ Mit einer gewissen Eindringlichkeit setzte er hinzu: „Sie werden Beschlüsse fassen, aber wir werden in einem halben Jahr kontrollieren, ob diese Beschlüsse und Verpflichtungen auch durchgeführt wurden und ob die Erziehungsaufgabe, die Sie übernommen haben, auch erfüllt worden ist.“ Nach diesen Worten setzte er sich wieder.

Nach ihm stand der Parteiorganisator auf, ein hagerer, ernst durch seine Brille blickender Arbeiter, er hielt die Arme auf dem Rücken, und ruhig wie es seine Art war, sagte er zu Kabelka, der sich halb zu ihm umdrehte: „Du warst in aller Öffentlichkeit betrunken. Niemand verbietet uns, ein Bier zu trinken. Der Grundsatz ‚Du sollst sauber und anständig leben und Deine Familie achten‘ heißt doch nicht ‚Du darfst nicht trinken‘ oder ‚Du sollst nicht rauchen‘ – daß du ein Asket wirst. Das sind spießbürgerliche Vorstel-

lungen. Wir haben neue Vorstellungen von der Moral, andere Anforderungen an den Menschen. Früher, wenn sich ein Arbeiter betrunken auf der Straße zeigte, da sagten die Leute, na ja, eben ein Arbeiter. Wir sagen dir“, dabei wurden seine Augen scharf hinter den Brillengläsern, „du als ein Arbeiter, der heute lebt, in unserem Staat, mußt dir immer bewußt sein, daß du ein Angehöriger der Arbeiterklasse bist. Du hast mit deiner Handlungsweise nicht allein gegen einen bestimmten Paragraphen verstoßen, den der Genosse Staatsanwalt zitiert hat. Und nicht bloß die Brigade in Verruf gebracht. Vor allem hast du gegen die Ehre der Arbeiterklasse verstoßen. Das mag manchem vielleicht mächtig geschwollen klingen, ist es aber nicht. Mit keinem Wort.“

In die eingetretene Stille hinein kam aus den Reihen eine knurrige Bemerkung: „Freilich, stimmt schon“, und Schäde erkannte in dem Rufer den kleinen, dünnen Halpert. Schäde freute sich über ihn und nickte ihm über alle Köpfe hinweg zu, so daß Halpert verlegen wurde und sich in seinem Stuhl noch krummer machte, als er schon war.

Der nächste, der sprechen wollte, war nochmals der Brigadeleiter. „Von dem, was ich über Fred Gutes gesagt habe, brauche ich nichts zurückzunehmen“, sagte er. „Aber es ist richtig: wir dürfen es uns nicht zu leicht machen. Auch wenn man an die Produktion denkt. Was eine einzige Bummelschicht für die Produktion in unserer Halle bedeutet, weiß jeder. Wenn einer wegbleibt, müssen die anderen es erschuffen. Das haben wir Fred auch deutlich gesteckt. Traurig genug, daß so etwas nötig war. Denn seit einem ganzen Jahr hatte unsere Komplexbrigade keine einzige Bummelschicht zu verzeichnen gehabt. Darauf waren wir alle stolz. Und das lassen wir nicht wieder einreißen. Von keinem. Wenn sein Konto guter Taten auch noch so dick ist. Als Brigadeleiter frage ich dich noch einmal: Warum hast du in deinen privaten Dingen kein Vertrauen zu uns gehabt und keinem etwas erzählt?“

Plötzlich hob Semmler die Hand, steil, fordernd. Ja gleich, sagte der Vorsitzende, erst solle Kabelka antworten.

Kabelka zögerte einen Augenblick, brachte mühsam hervor: „Weil ich mich natürlich geschämt habe“, dann aber stieß er heraus: „Mit wem soll man denn reden? Wann denn? Aller halben Jahre machen wir mal einen Brigadeabend. Wann kommen wir sonst mal zusammen? Nach der Arbeit geht jeder schleunigst heim und damit hat sich's. Bei der Versammlung – vielleicht hätte ich damals alles erzählt. Aber ihr habt mich bloß abgekanzelt. Angedroht, daß ihr mich rausschmeißt. Klar wart ihr im Recht. Aber Lump lasse ich mich noch lange nicht nennen!“ Mit einer entschlossenen Bewegung wandte er sich Semmler zu. „Darf ich's sagen?“ Den Blick geradeaus, versetzte Semmler trocken: „Wenn du's nicht sagst – ich habe mich schon gemeldet, wie du gesehen hast.“

„Wer redet nun?“ fragte der Vorsitzende.

„Kabelka“, sagte Semmler bestimmt, fast feindlich.

Die volle Wahrheit, die Kabelka endlich herausrückte, sah so aus: Nachdem er in Leipzig den Frühzug abgepaßt hatte, war er drauf und dran gewesen, nach Bitterfeld zurückzufahren. Seine Frau, hatte er sich

gedacht, mußte es eben ohne ihn schaffen; es gab immer jemand, der einer Frau mit zwei Kindern einen Koffer tragen half. Dann aber war ihm ein Bekannter in den Weg gelaufen, mit dem er im Wartesaal einkehrte und hängenblieb. Als ihr Geld zu Ende ging, blieb der Bekannte im Lokal sitzen, während Kabelka mit einem Taxi nach Hause fuhr, um neues Geld zu holen. Das geschah mittags. Zu diesem Zeitpunkt und nicht erst bei seiner Heimkehr nachts, wie er früher behauptet hatte, lag das Telegramm seiner Frau schon im Briefkasten.

„Trotzdem bist du nach Leipzig zurückgekutscht?“ fragte der Vorsitzende.

„Wir hatten doch die Zeche noch nicht bezahlt“, kam die Antwort. „Und dann habt ihr weitergemacht bis nachts?“ Kabelka mußte es wohl oder übel zugeben. „Über eins bin ich mir nicht klar“, fuhr der Vorsitzende fort. „Wir kennen doch Kabelkas Charakter ein bißchen. Ich will nicht behaupten, daß er ein Lämmchen ist, aber daß er ein unbeherrschter oder gar gewalttätiger Mensch wäre, ein Schläger, ein Rowdy, das kann niemand sagen. Wie kommt er plötzlich dazu, auf einen anderen Menschen einzuschlagen? Selbst wenn er betrunken war. Selbst wenn er sich über einen Kellner geärgert hat. Wir sollten uns auch fragen, wo diese plötzliche Aggressivität herrührt. Hat das tiefere Ursachen? Vielleicht steckt nur eine Bagatelle dahinter, aber vielleicht auch so etwas wie ein seelischer Druck. Hast du Sorgen, Fred, oder was?“

Kabelka zuckte die Achseln, stammelte, er habe eben Wut gehabt. Über sich selbst. Weil er sich in die Sauferei habe hineinziehen lassen. Weil er den Betrieb habe aufsitzen lassen. Weil er sich selbst dreckig vorgekommen sei. Das habe an ihm gefressen. Semmler habe er das Ganze erzählt. Gleich am nächsten Tag. Aber unterm Siegel der Verschwiegenheit. Semmler habe ihm zweimal geraten, vor der Brigade Farbe zu bekennen. Aber dazu war er zu . . . Und da er stockte, ergänzte der Vorsitzende unmutig: „ . . . zu feig?“ und Kabelka sagte ja.

Es ging auf halb fünf Uhr. Für einzelne Zuhörer, die auswärts wohnten und ihre Busse erreichen mußten, wurde es Zeit aufzubrechen. Auch der Vorsitzende gedachte bald zu schließen. Wir drehen uns sonst im Kreise, dachte er. Semmler hatte Stellung genommen. Dabei war, nach Schädes Empfindung, nicht alles bis zur letzten Klarheit ausdiskutiert worden. Leicht war es eben nicht, durch einen Freund ins Vertrauen gezogen zu werden und zu unterscheiden, wo daraus eine Mitwisserschaft wird und die Diskretion nicht mehr Privatangelegenheit bleiben darf. Auch war es Semmler schwergefallen, sich klar auszudrücken. Dann hatte Meister Heide noch eine Frage an Kabelka gehabt. Er hatte von ihm wissen wollen, wie er heute zu seiner Tat und vor allem zum Betrieb stehe. Langsam hatte Kabelka geantwortet: „Ich muß mich bei euch entschuldigen. Ich will es durch gute Arbeit wettmachen. Und mir euere Achtung wiedergewinnen.“ Das hatte er ernst und so schlicht ausgesprochen, daß Meister Heide seinerseits nach vorn zum Tisch des Vorsitzenden rief:

„Nun mach Schluß!“ Nicht weil er heimwollte, sondern um Kabelkas willen wünschte, es nun genug sein zu lassen.

Kabelka fühlte sich in der Hülle seines dunklen Anzuges wie leer. Aber seine Züge hatten sich entspannt, als der Vorsitzende mit feierlichem Ernst die Quintessenz der Beratung zog:

„... Auf jeden Fall sollst du und jeder andere, der sich etwa versucht fühlt, deinem üblen Beispiel zu folgen, sich ganz klar darüber sein, daß Vergehen wie diese nicht geduldet werden. Wenn wir bei dir die Einsicht in deine Fehler geweckt haben, und in uns allen, und wir dadurch angespornt werden, jedes Mißtrauen und jede Gleichgültigkeit gegen unseren Nächsten, gegen unsere Umwelt – gegen uns selbst –, gegen unsere Zukunft zu überwinden, dann haben wir nicht umsonst heute zusammengesessen.“

Darauf verkündete er folgende Beschlüsse der Konfliktkommission: Kollege Kabelka wird hiermit öffentlich getadelt.

Er hat sich freiwillig verpflichtet, zwanzig Aufbaustunden im Rahmen des PC-Projektes zu leisten; ferner an der Gestaltung der Wandzeitung mitzuhelfen.

Er wird verpflichtet, einen Bericht der heutigen Auseinandersetzung mit einer Stellungnahme und seinen Verpflichtungen selbst ins Brigadetagebuch einzutragen.

Der Brigade wird empfohlen, offene und ehrliche Auseinandersetzungen über die menschlichen Beziehungen innerhalb der Brigade zu führen.

Als der Vorsitzende die Beratung nun schloß, tat er es mit einem guten Gefühl. Die Arbeiter hatten gesprochen. Sie hatten von ihrem Mitbestimmungsrecht, das sie auch an der schweren und schönen Aufgabe der gesellschaftlichen Erziehung besaßen, vernünftig und verantwortungsvoll Gebrauch gemacht. Er nickte dem Staatsanwalt zu, ein wenig erschöpft, aber auch erleichtert und ihm dankbar, denn der dort auf die Ausgangstür zuging, der junge Chemiarbeiter Fred Kabelka, war ja auch der Sohn seines toten Freundes Otto. Mit einer Kopfbewegung wies er den Staatsanwalt in die Richtung der Tür, wo jetzt der Brigadeleiter auf Kabelka zutrat und ihm die Hand kameradschaftlich auf die Schulter legte, während sich andere um die beiden scharten.

An der Seite Weinerts

Frau Toft muß hoch in die Sechzig sein, ist klein und dürr, aber noch flink wie ein Wiesel. Sie hat es längst nicht mehr nötig zu arbeiten. Aber der Kaderleiter, der es fertigbrächte, sie aus Altersgründen zu entlassen, ist noch nicht geboren; sie gäbe ihm auch keinen Anlaß dazu. Sie zuckt nur die Achseln, wenn man ihr vorhält, daß sie sich wohl nie zur Ruhe setzen werde. „Möglich schon, wenn ich alt bin.“

Die Sauberkeit und Ordnung, die im Chlorbenzolbetrieb herrschen, sind im ganzen Werk legendär. Sie kommen auf das Konto dieser unermüdlichen Frau mit grauem Haar, aber noch sprühlebendigen Augen, deren gutes Verhältnis zu allen männlichen und weiblichen Arbeitskollegen am besten dadurch charakterisiert ist, daß man sie im Betrieb allgemein „Mutter Toft“ nennt.

Heute ist ein großer Festtag für die Komplexbrigade des Chlorbenzolbetriebes, der Tag ihrer Namensgebung. Die Brigade will sich den Namen „Erich Weinert“ zulegen. Die Feier, der Taufakt, wird nachmittags im Kasinosaal stattfinden, dazu hat die Brigade die Witwe des verehrten Dichters und Kämpfers, die Genossin Li Weinert, eingeladen, und sie hat zugesagt. Kurz nach neun Uhr wird sie mit dem Zug aus Berlin in Bitterfeld eintreffen. Es ist vorgesehen, daß sie vormittags den Betrieb besichtigt. Leider ist heute ein scheußlicher Regentag, seit früh gießt es, und alle Wege sind aufgeweicht. Um das Chlorbenzolgebäude, das nahe beim Graphitbetrieb liegt, stehen schwarze Pfützen.

Mit Mutter Toft ist es heute nicht auszuhalten. Wie ein Weberschiffchen schießt sie zwischen den Betriebshallen hin und her, damit alles in Schuß ist. Da zieht sie einem Kumpel unter Schimpfen die dreckige Säurejacke herunter und bringt ihm eine gereinigte. Dort, wo junge Arbeiter eine Wand mit dem Bildnis Weinerts geschmückt haben, bleibt sie stehen und freut sich übers ganze Gesicht, das sich wie zerknittertes Papier in tausend Fältchen legt. Dann aber besinnt sie sich und sagt: „Gottchen nee, in fünf Minuten kommt der Zug an!“ und huscht, das Haar in ein Kopftuch eingebunden, weiter. Auf dem Säurehof, wo die Topfwagen gefüllt werden, trifft sie zwei ältere Arbeiter im Gespräch an. Sie hört mit, wie der eine den Kollegen fragt: „Hast du was von Weinert gelesen?“ und der andere antwortet: „Bloß Gedichte. Was man so in Zeitungen liest.“ Resolut fährt sie dazwischen: „Wo in dieser Minute der Zug einfährt! Reden hier von Gedichten!“

115



Szene aus der Aufführung „Der Bär“ von A. Tschechow,
dargestellt von Laienkünstlern des Arbeitertheaters des EKB





Im Ballettsaal des Kulturpalastes.
Laientänzerinnen aus dem Chemiekombinat

117

Dann eilt sie in den Umkleideraum für Frauen, bindet das Kopftuch ab, wäscht sich das Gesicht und verschnauft eine Minute auf der Bank vor ihrem Schrank, den sie seit siebenundzwanzig Jahren innehat. Dabei verfolgt sie den Zeiger auf der Uhr über der Tür und denkt, jetzt werden der Betriebsleiter und der Brigadeleiter, die ihr zum Bahnhof entgegengefahren sind, den Blumenstrauß überreichen. Sie ist neugierig, wie die Genossin Weinert ausschaut. Sie hat noch nie die Witwe von einem Dichter gesehen. Sie ist auch Witwe, aber ihr Mann ist Rohrleger gewesen. Ihn haben die Nazis auf dem Leipziger Bahngelände erschossen, als er aus einem Versteck bei einer Bahnunterführung Flugblätter abholen wollte. Jetzt müßten sie schon auf der Fahrt hierher sein, denkt sie.

Bei strömendem Regen hielt der Wagen vor dem Werktor. Es sah ganz so aus, als ob sich am Wetter heute nichts mehr ändern würde. Der Brigadeleiter dachte einmal an die schwarzen Pfützen vorm Betrieb, zum anderen an die dünnen, schwarzen Schuhe, die Genossin Weinert anhatte. Noch im Wagen bleibend, riet er, auf den Besuch im Betrieb lieber zu verzichten und statt dessen den Kulturpalast zu besichtigen, die Konzertsäle, die Bühne, die Zirkelräume, dort sei es sehr interessant.

Aber Li Weinert wollte keine leeren Konzertsäle am Vormittag sehen. Sie wollte die Brigade, mit der sie heute feiern sollte, vorher auch in ihrer Arbeit kennenlernen – genau so wie es ihr Mann getan hätte.

Bis ganz an den Chlorbenzolbetrieb konnte man wegen der dort vorbeiführenden Schienen und Rohre nicht heranfahren. Deshalb mußten sie zwanzig Meter davor halten. Als Li Weinert ausstieg, stand eine alte Arbeiterin neben dem Auto und drückte ihr einen aufgespannten Knirps in die Hand. Dann hüpfen alle, so gut es ging, den Pfützen ausweichend, zum Eingang. Mutter Toft glückstrahlend hinterdrein. ‚Hat auch schon graues Haar‘, dachte sie.

Drunten bekam sie ein Paar Gummischeue und einen blauen Arbeitsmantel ausgehändigt, den sie übers Kleid anzog, und so, einer Chemie-Ingenieurin nicht unähnlich, ging Genossin Weinert mit ihren Begleitern los, um die Brigade zu begrüßen.

Gleich in der ersten Halle bekommt sie einen richtigen Eindruck vom Chemiebetrieb: Destillationsbehälter, Kondensatoren, Rohrschlangen und die wenigen Arbeiter, die zur Bedienung der Aggregate gebraucht werden; irgend etwas geht in den Anlagen vor, aber man sieht es nicht. Hier werden, erfährt sie, hauptsächlich Zwischenprodukte für die Pharmazie und Filmindustrie hergestellt. Ein Arbeiter öffnet die Stöpsel zweier großer, gefüllter Glasballons und läßt sie riechen. ‚Benzoylchlorid‘, sagt er bei der einen und bei der anderen: ‚Benzalchlorid‘. Sie zieht beide Male den Kopf schnell zurück, so giftig schlägt es ihr entgegen.

Viel versteht sie nicht von Chemie, besser gesagt, gar nichts. Was es aber bedeuten mag, jahraus, jahrein mit diesen beizenden Gerüchen zu arbeiten, das kann sie ermessen. (Am Nachmittag, wenn dieses oder jenes Brigademitglied mit ihr tanzen wird, wird sie den Geruch noch immer verspüren, denn er sitzt allen in der Haut. Noch im Zug auf der Heimfahrt werden die Mitreisenden im Coupé sich sagen: ‚Das riecht man, daß die aus Bitterfeld kommt.‘)



Das Filmkollektiv des EKB
bei Außenaufnahmen

119

Eine Halle weiter wird Benzol verarbeitet, das in Kesselwagen aus der Sowjetunion kommt. Einem Chlorierer steht die Freude über den Besuch offen im Gesicht. Begierig fast schildert er ihr, was er hier tut. In das Benzol werde Chlor eingeführt, und daraus entstehe Salzsäure und Rohchlorbenzol. Mit einem Stück Kreide malt er auf den Kachelboden vor den warmen Chlorierkammern ein bienenwabenhörmiges Gebilde, an dessen sechs Ecken er je ein ‚H‘ zeichnet, oben hinzu ein ‚Cl‘. Sie hört von ihm Begriffe wie Kohlenstoffatom, Wasserstoffatom und Chloratom. Er erzählt ihr, welche Schwierigkeiten zum Beispiel auftreten können, wenn in dem angelieferten Benzol Wasser oder irgendwelche Brennstoffe enthalten seien. Sie bekommt eine ganz gute Vorstellung von dem geschilderten Vorgang. Mehr noch aber bewundert sie diesen Arbeiter, wie sicher und mit welchem klarem Ausdruck er die schwierigen Dinge darzustellen weiß. Nebenbei erfährt sie auch, daß er an der Betriebsakademie ein Abendstudium zum Meister der volkseigenen Industrie macht. Das zu hören, überrascht sie nicht; dergleichen hört man allerorts, man macht darüber keine großen Worte mehr, weil es schon zum Lebensrhythmus unseres sozialistischen Alltags gehört. Dennoch bewundert sie insgeheim immer von neuem die Energie, das Kraftbewußtsein, das Selbstvertrauen, die Klugheit und den zähen Fleiß jener Arbeiter, die neben ihrer schweren körperlichen Arbeit noch lernen und noch studieren, abends, nachts. So geht es ihr angesichts dieses mitteilbaren, klugen Chlorierers wieder. Man weiß auf den ersten Blick oft nicht, denkt sie, ob man einen Diplomchemiker oder einen Arbeiter vor sich hat. Die Unterschiede zwischen geistiger und körperlicher Arbeit heben sich auch auf diese Weise auf, auch in den Gesichtern.

Dann gehen sie weiter. Große Herzlichkeit empfindet sie, als ihr der Parteiorganisator die Hand schüttelt und sie ihn nun auch persönlich kennenlernt. Denn Briefe haben sie schon gewechselt, im Vorjahr. Im Vorjahr erhielt sie von ihm ein Schreiben, über das sie zunächst erstaunt war. Als sie aber den Inhalt überlegte, empfand sie eine große Freude. Die Brigade hatte die Feier ihrer Namensgebung eigentlich schon im April des vorigen Jahres begehen wollen. Da aber teilte ihr der Parteiorganisator mit, daß der Betrieb seinen Quartalsplan nicht erfüllt habe, aus Gründen, die nicht etwa auf einen Mangel an gutem Willen in der Brigade zurückzuführen seien; die Ursachen lägen vielmehr in mangelnder Organisation, Nichtaufschlüsselung der Pläne und dergleichen. Die Genossen im Betrieb hätten die Meinung, man könne in einer solchen Lage, mit Planrückständen, sich nicht einen so verpflichtenden Namen wie den Erich Weinerts zulegen. Daher habe die Brigade beschlossen, die Namensgebung zu verschieben, und zwar bis zur Erfüllung des Jahresplans. Das sei zugleich ein Versprechen an sie, die Genossin Weinert. Die Brigade bitte um Verständnis, und so weiter. Echter Arbeiterstolz! dachte sie damals.

Darum freut sie sich doppelt, als der Parteiorganisator ihr heute – bescheiden und glücklich in einem – sagen kann, daß das Versprechen eingelöst ist, daß der Jahresplan erfüllt worden ist und auch für das laufende Quartal ein Planvorsprung erreicht sei. Jetzt tritt noch ein großer, schwerer Mann hinzu. „Meister Matschie!“ stellt er sich vor und gibt ihr eine Hand, die sie wie ein Kilogramm in ihrer liegen spürt. Gemeinsam berichten sie ihr von den Produktionszahlen, Zahlen von vielen Tausenden Tonnen Monochlor-

„Die Säurespritzer“, das Kabarett des Werkes





Lernaktiv aus dem Lehrlingswohnheim des EKB

benzol, das eines der wichtigsten Vorprodukte für die Herstellung von Kunststoffen, vor allem aber für DDT ist, jenes für unsere Landwirtschaft unentbehrliche Schädlingsbekämpfungsmittel. Sie berichten ihr auch von dem Kampf um die Senkung der Materialverbrauchscoeffizienten. „O ja“, sagt der Meister selbstbewußt, „wir haben ganz schön aufgeholt.“

In der nächsten Halle, der Vordestillation, begrüßt Li Weinert ein verwittertes Männchen mit einem verschlossenen Gesichtsausdruck. Auch als ihm der Brigadeleiter im Vorbeigehen auf die Schulter klopft, schaut er kaum auf. Später sagt man ihr, daß er ein kranker, griesgrämiger Mensch ist, der aber unablässig forscht und forscht, wie man die Stillstandszeiten in der Vordestillation senken kann. „Gestern hat er uns alle überrascht“, erklärt der Betriebsleiter. „Er kommt zu mir in mein Büro und legt einen fix und fertigen Verbesserungsvorschlag auf den Tisch – ‚zu Ehren des morgigen Tages‘, hat er dabei gebrummelt. Ein völlig durchdachter Vorschlag, wie man die Anwärmzeit, die das Produkt braucht, um zwei Stunden senken kann.“ (Die Feier hat ja längst begonnen, denkt sie.)

Man führt sie in die Baderäume und den Speiseraum. Hier trifft sie die alte Arbeiterin wieder, die ihr bei der Ankunft den Regenschirm entgegengebracht hat. Ein Tisch ist weiß gedeckt, und eine Tasse steht darauf. Seit einer Stunde wartet Mutter Toft mit einer Kanne Kakao, den sie auf einer elektrischen Heizplatte warmgehalten hat. Der Betriebsleiter, mit einem Blick auf die Tasse und einem zweiten auf die Uhr, meint: „Ich weiß nicht, ob ...“

Aber Mutter Toft fährt ihm ins Wort: „Nischt is! Erst trinkt die Genossin Weinert was Warmes! Bei dem Regen!“ und schenkt auch schon ein.

(Großartig sind sie allesamt, denkt Li Weinert, während sie den Kakao trinkt, der ihr wirklich guttut. Sie freut sich nun dōppelt, dreifach auf die Feier in ihren Kreis. Sie freut sich auch darüber, daß sie für die Brigade, deren Ehrenmitglied sie heute nachmittag werden wird, ein Geschenk mithat, das den Arbeitern vielleicht gefallen wird. Es ist ein unveröffentlichtes, handschriftliches Gedicht ihres Mannes aus seiner letzten Zeit, ein Blatt, das sie sich ins Brigadetagebuch kleben sollen.)

Feiern soll man erleben und nicht beschreiben. Man soll nicht versuchen, die Atmosphäre solcher Stunden nachträglich heraufzubeschwören, weil die Farben schon am nächsten Morgen verblaßt sind.

Man kann es schon tun. Aber dann käme nicht viel anderes heraus, als das, was mir der Destillierer Willi Bahner, der sich als Volkskorrespondent der Brigade betätigt, tags darauf beim Frühstück zeigte. Er hatte im Auftrag der Betriebszeitung einen Artikel über das Ereignis verfaßt, und bevor er ihn in die Redaktion gab, wollte er meine Meinung hören.

Rings an den Tischen im Speiseraum saßen die Kumpel, aßen ihre Brote, tranken ihre Milch und strahlten beste Laune aus. Die gutsitzenden Anzüge waren wieder mit den Arbeitssachen vertauscht. Natürlich war die gestrige Feier Gesprächsthema Nummer eins.

Es ging heute lauter, herzlicher zu als sonst, und Mutter Toft steuerte mit ihrem drastischen Humor das Ihre bei. Indessen las ich Bahners Artikel.



Jugendweihe; Feierstunde im EKB.
Probe des Blasorchesters



Besuch einer Brigade in der Dresdener Gemäldegalerie



„Gestern war für die Brigade ‚Erich Weinert‘ aus dem Chlorbenzolbetrieb ein großer Tag. Sie beging in Anwesenheit der Gattin und Mitkämpferin des Dichters Erich Weinert den Tag der Namensgebung. Vertreter der Werkleitung und der BGL überbrachten Kampfesgrüße. Von den Vertretern der sozialistischen Brigaden ‚Banner des Friedens‘ aus dem Hexabetrieb und ‚F. C. Weiskopf‘ aus dem Methylenchloridbetrieb wurden wertvolle Buchgeschenke überreicht. In seiner Ansprache gab der stellvertretende Betriebsleiter einen Überblick über die Entwicklung der Brigade und der Produktion und ging anschließend auf die große Bedeutung Erich Weinerts auch für die heutige Situation unseres Kampfes um die Erhaltung des Friedens ein. Zu Ehren des Tages wurden von einzelnen Kollegen Produktionverpflichtungen abgegeben. Anschließend verlieh Genossin Li Weinert der Brigade den stolzen Namen ‚Erich Weinert‘. Ein munteres Tänzchen beschloß die wohlgelungene Veranstaltung.“

„Hm“, machte ich. Ich blickte ihn nur an, als er auch schon sagte: „Ich weiß, aber ich habe nur 15 Zeilen Platz bekommen. Ich habe die Buchstaben abgezählt, es kommen genau 15 Zeilen ’raus.“

Bei so wenig Platz ließ sich wirklich nicht viel machen. Trotzdem fragte ich ihn: „Gibt es nicht irgendeine kleine, hübsche Episode von gestern, mit der man deinen Artikel auflockern kann? Die für unser neues Lebensgefühl vielleicht bezeichnender ist als der Inhalt aller Reden zusammen.“

Wir tranken in kleinen Schlucken Milch und überlegten. In Gedanken durchlebten wir nochmals die Feier. . . ., vom Anfang an der hufeisenförmigen Tafel im Kasinosaal, an der etwa fünfzig Personen saßen, die schichtfreien Brigademitglieder und ihre Frauen und Gäste, etwas steif und förmlich zu Beginn. . . ., bis zum Schluß, zum letzten Tanz, als der Pianist in einer plötzlichen, kühnen Eingebung aus den Tanzrhythmen unvermittelt übergang in die Revolutionsouvertüre von Chopin, die wir uns, noch auf der Tanzfläche stehend, anhörten, ehe wir aufbrachen.

„Ich muß zum Beispiel an folgendes denken“, sagte ich nach einer Weile zu Bahner. „Du weißt, wie es die Genossin Weinert auf ihrem Ehrenplatz vorn an der Tafel nicht aushielt und mal zu diesem und jenem wechselte, um sich mit allen zu unterhalten. In einer Runde, wo einige Frauen zusammensaßen, wurde eine Gewerkschaftsfunktionärin durchgehechelt, die kürzlich bei einer Veranstaltung im Kulturpalast eine, nach Meinung der Frauen, etwas kühne Abendtoilette angehabt hatte. Ich hörte mit, wie Genossin Weinert zu den Frauen sagte: ‚Ach, wißt ihr, die Kleidung eines Menschen ist nicht immer das richtige Kriterium. Erich sagte oft: Da kann einer im Frack auftreten, aber die Leute sagen, er ist Genosse. Es kann einer im dreckigen Hemd auftreten, und die anderen wissen, er ist kein Genosse.‘“

Willi Bahner nickte und schrieb es sich auf.

Auch an den Nebentischen lief die Unterhaltung auf vollen Touren. Jeder erzählte, was ihm besonders lebhaft im Gedächtnis geblieben war. „Hör dir mal das an!“ sagte ich zu Willi.

Eben rief einer dem Säureabfüller Schommarz, einem alten Arbeiter, über den Tisch hinweg zu: „Du nimmst wohl heimlich Schauspielunterricht, Kurt? Aber das hast du gut hingekriegt mit deinem Gedicht gestern, alle Achtung!“

Schommarz winkte ab. „Das kann ich dir im Schlaf aufsagen“, rief er zurück. Dann erhob er plötzlich seine kräftige Stimme noch um eine Lautstärke und deklamierte – wie gestern:

Straße frei! Wir rücken an! Platz für den roten Feuerwehrmann!

„Jawoll“, rief er über den ganzen Speiseraum hinweg, „das war unser Schlachtruf damals um dreißig herum. Das waren gottverdammte Zeiten. Aber da haben wir gekämpft! Gegen die Schlotbarone. Kämpfe an der Waterkant, Kämpfe im Ruhrgebiet, Kämpfe in Mitteldeutschland. Der rote Feuerwehrmann – das war damals neu von Weinert. Das haben wir im Schlaf gekonnt!“

Es war wirklich ergreifend gewesen, als sich gestern der alte Schommarz breitschultrig und breitbeinig mitten in den Saal gestellt hatte und das Gedicht vortrug.

Aber Schommarz war noch nicht zu Ende. „Damals hatte ich nicht so’n feinen Anzug an wie gestern. Da waren wir erwerbslos. Da wurde die gute Hose zehnmal geflickt. Auch keine so piekfeinen Feiern mit Weißwein haben wir uns leisten können. Höchstens in schäbige Lokale konnten wir uns ’reinsetzen. Hinterm Werk, an der Straße zum Kreuz, da standen auf einen einzigen Kilometer achtzehn Schnapskneipen! Da gab’s nicht so viel Kultur für uns. Aber die Gedichte von Weinert haben wir gelernt. Die Genossin Weinert hat ganz schön geschmunzelt, wa?“ schloß er.

Rechts von uns hörten wir einen jungen Arbeiter zu seinem Freund sagen: „Tanzen kann sie, das muß man ihr lassen.“ Aber der Freund, ein etwa achtundzwanzigjähriger Destillierer, gab ihm keine Antwort. Er holte eine Zigarette heraus und drehte sie langsam und nachdenklich zwischen den Fingern. Auch er hatte mit der Genossin Li Weinert getanzt und ihr dabei erzählt, daß er, was er bisher niemandem verraten hatte, an einer Erzählung arbeitet. Während sie an der vergnügten Gesellschaft vorübertanzten, hatte er ihr den Inhalt kurz geschildert. Freimütig hatte er bejaht, als seine Tänzerin ihn fragte, ob das sein eigenes Schicksal sei. Und sie hatte ihn ermuntert und sich erboten, ihm bei dieser Arbeit zu helfen, ihm aber das Versprechen abgenommen, sich dem Zirkel schreibender Arbeiter anzuschließen.

Zum x-ten Male erzählte Mutter Toft allen die Geschichte ihrer großartigen Heimfahrt. Ihr altes Gesicht ist von der Erinnerung daran wie verklärt. Li Weinert hatte von der Brigade einen riesigen Korb mit einer blaublühenden Hortensie geschenkt bekommen, konnte aber das Monstrum nicht in den Zug mitnehmen. So bat sie, den Korb weiter verschenken zu dürfen, und vermachte ihn – Mutter Toft. „Mir hat die Genossin Weinert die Blumen gegeben!“ beteuerte sie in einem fort selig. Sie konnte es noch immer kaum fassen.

Nach und nach schoben die Kumpel die Deckel ihrer Stüllendosen zusammen und standen auf, um wieder an die Arbeit zu gehen. Auch wir verließen den Speiseraum. An der Tür sagte Willi Bahner zu mir:

„Mir fällt auch noch etwas ein. Einmal saß die Genossin Weinert bei uns. Wir hatten unseren Wein vor uns stehen und hatten eigentlich über gar nichts Besonderes geredet. Da sagte sie plötzlich: ‚Hier fühle ich mich an der Seite Erichs‘.“

Er fragte noch: „Meinst du, daß das in den Artikel hineinpaßt? Etwas Besseres fällt mir nicht ein.“

Etwas Besseres konnte ihm nicht einfallen.



Sozialistische Eheschließung

129

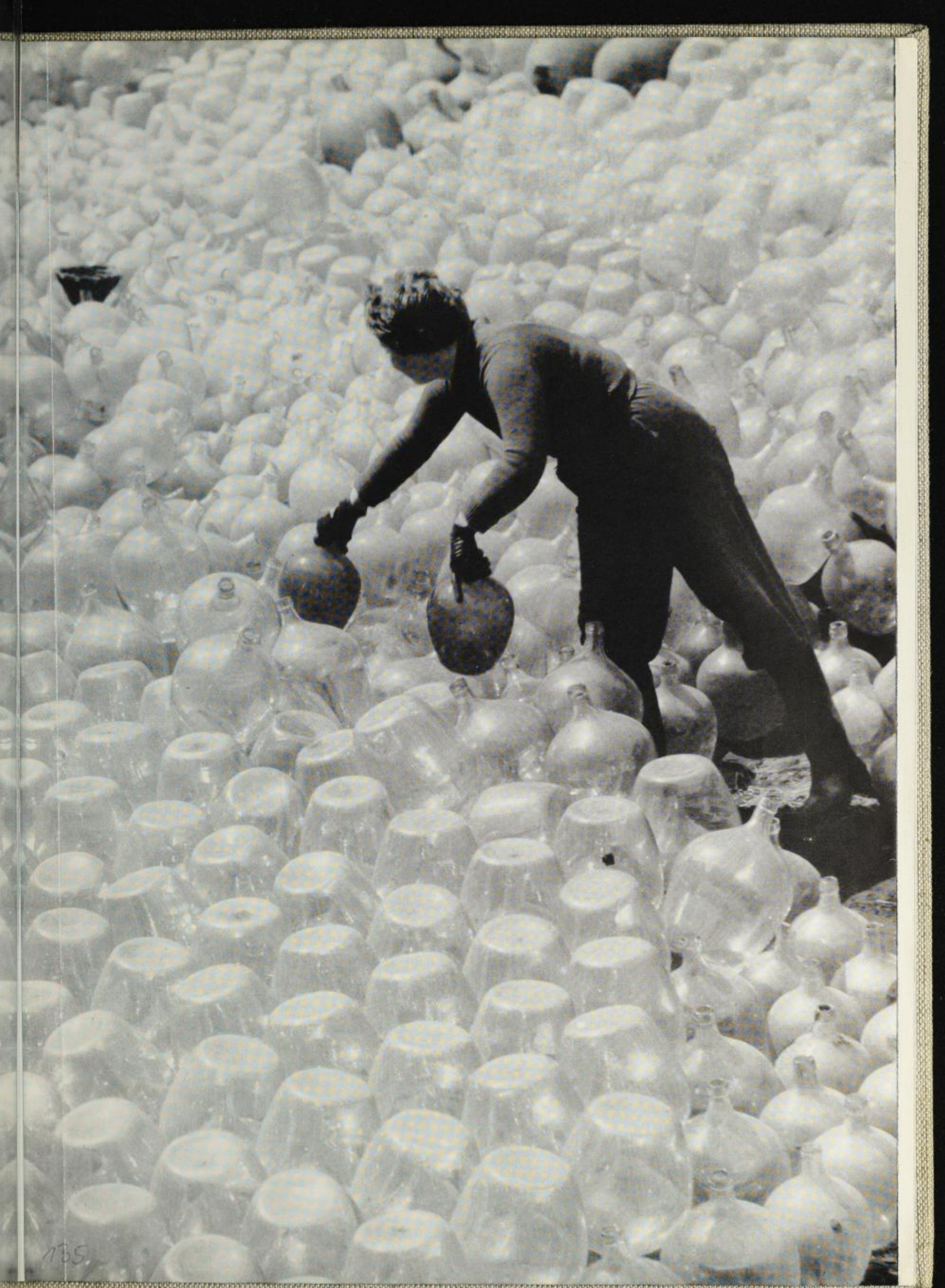






133

134



175



Schatzsucher

Persönlich kannte ich Dr. K., den Leiter der Organischen Abteilung, bisher nicht, nur dem Namen nach. Ich hatte gehört, daß er der Kopf einer sozialistischen Forschungs- und Arbeitsgemeinschaft war, die unlängst vielfach genannt worden war. Ich wollte mir ein Bild davon machen, wie ein solches Kollektiv arbeitet. Deshalb ließ ich mich über die Telefonzentrale des Kombinats mit dem Methylenchloridbetrieb, wo Dr. K. seine Büroräume hatte, verbinden.

Eine knappe, fast schroffe Stimme meldete sich. Ich hatte sofort das Gefühl, daß ich störte. Und richtig: „Heute? Keine Zeit. – Montag? . . .“ Ich hörte Papier blättern, vermutlich vom Kalender. „Morgen, Sonntag, zehn Uhr“, schlug die Stimme vor. „Von zehn bis elf. In meiner Wohnung.“ Abgehängt.

Eine nicht sonderlich einladende Art. Aber sie paßte genau zu dem, was ich zuvor über Dr. K. gehört hatte. Daß er nämlich ziemlich unzugänglich sei, jedenfalls für Leute, die ihn ausfragen wollten. Zu seiner Entschuldigung sagte ich mir, solche Männer, die ständig auf der Jagd nach neuen Erkenntnissen und Produktionsmitteln sind, bekommen mit der Zeit wahrscheinlich so eine strenge, abweisende Art.

Tags drauf, zur vereinbarten Stunde, klingelte ich am Gartentor eines Zweifamilienhauses. Hinter dem Haus hervor stürzten zwei acht- bis neunjährige Buben mit Indianerstutz auf mich zu, heftig atmend, und wollten von mir wissen, ob ich einen Mann gesehen hätte. Ich verneinte mit gutem Gewissen. Im selben Augenblick erscholl aus dem Garten ein hohles Brüllen, einer Werksirene nicht unähnlich, und hinter einer Zwergkiefer erhob sich die Gestalt eines Mannes. Der Gesuchte!

In Hemdsärmeln und mit einer Gänsefeder im zerzausten Haar ließ er mich ein. Ich hatte mir unsere erste Begegnung anders vorgestellt, wie soll ich sagen, akademischer. Er mochte Anfang der Dreißig sein. Er führte mich in sein Arbeitszimmer, und wir setzten uns an einen schmalen Tisch, auf dem sich Bücher und Zeitschriften häuften. Dann holte er eine Flasche Kognak, schenkte ein. Ich war von seinem raschen, entschiedenen Wesen sogleich eingenommen.

Leider erfuhr ich, daß die Arbeitsgemeinschaft „Methylenchlorid“ nicht mehr existierte. Diese Aufgabe sei gelöst, die Arbeitsgemeinschaft habe sich neue Ziele gesetzt. Mir kam es vor, als servierte er mir die Mitteilung mit einem leicht ironischen Behagen. „Sie brauchen das nicht zu bedauern“, fügte er hinzu,

weil ich mich enttäuscht zeigte. „Zu Lebzeiten unserer Arbeitsgemeinschaft ‚Methylenchlorid‘ hätten Sie sowieso kein Wort von uns erfahren. Nicht weil wir Geheimnisse zu hüten hatten, sondern weil wir keine Vorschußlorbeeren einstecken wollten, bevor nicht ein Ergebnis auf dem Tisch lag.“ Dann gab er mir zu verstehen, er für seine Person lege auch jetzt keinen Wert darauf, daß über das Geleistete kübelweise Lob gegossen werde.

„Von mir erfahren Sie kein Wort“, sagte er in einem vergnügten Ton. Sein Blick, mit dem er mich dabei ansah, ein wenig von unten her, verriet mir, daß er das Gelände zunächst abtasten wollte.

„Gut also“, entgegnete ich. „Sie haben mir eine Stunde Besuchszeit zugesichert. Die nehme ich voll in Anspruch. Ich werde, ohne weiter eine Frage zu stellen, die Flasche Kongak austrinken und dann gehen.“ Offenbar genau die richtige Erwiderung, denn er lenkte gleich ein. „Ich weiß doch, was ihr wollt. Ihr wollt aus uns paar Männeken, die nichts als ihre selbstverständliche Arbeit getan haben, eine sozialistische Heldenschar machen. Man kennt doch eure literarischen Riesenwellen. Aber die gefallen mir nicht.“

„Lesen Sie viel?“ fragte ich. Flüchtig betrachtete ich die Bücher auf dem Tisch. Lauter Fachbücher und -zeitschriften, einige Broschüren. An einer, die obenauf lag und mit vielen Lesezeichen versehen war, blieb mein Blick hängen. Zu meiner Verblüffung las ich den Titel: Einführung in die Existenzphilosophie. Namen wie Heidegger, Jaspers fuhren mir durch den Sinn. Merkwürdig, dachte ich und sagte: „Interessant.“

„Was finden Sie interessant?“

„Das Heft da. Daß Sie so etwas lesen.“

„Nicht wahr?“ versetzte er mit belustigtem Zwinkern.

Eine kleine Pause.

„Ja, ich lese viel. Leider eben auch viel zu häufig, wie in den Geschichten und Artikeln die sozialistischen Kollektive gebacken werden. Da werden Leute in den Rang von Heroen erhoben, die nichts weiter tun als das, was logisch, selbstverständlich ist, was sich von allein ergibt. Als sei das ein Verdienst! Die Arbeit im Kollektiv ist ein Erfordernis der modernen Gesellschaft. Das verlangt auch der Kapitalismus. . .“

„Wobei“, warf ich ein, „wobei uns einiges unterscheidet. Der Charakter der Produktion. Zweck und Ziel der kollektiven Arbeit. Da die von der herrschenden Klasse gestellte Aufgabe, Profit zu bringen; bei uns die gesellschaftliche Zielsetzung. Aber das brauchen wir uns nicht gegenseitig vorzureferieren.“

„Wirklich nicht“, sagte er. „Ich meine auch nur, nicht jedes Kollektiv ist auch schon ein sozialistisches, weil es sich so firmiert. Dazu gehört eine Menge andere Dinge. Unter anderem auch, ob sich eine Forschungsgemeinschaft oder Arbeitsgemeinschaft um ihrer selbst willen bildet, selbstlos, nicht weil ich von der Parteileitung oder BGL gelobt werde. Die müssen sich von allein zusammenfinden, nicht, damit das Werk statistisch nachweisen kann, so und so viel Intelligenz hat sich bei uns in Arbeitsgemeinschaften zusammengeschlossen.“

Ich machte einen Vorstoß. „Wie war das in dieser Hinsicht bei Ihrer Arbeitsgemeinschaft ‚Methylenchlorid‘?“

Er schob die Hände zwischen die Knie und lachte aus vollem Hals. Wie er mir so gegenüber saß, energiegeladen, in Hemdsärmeln, breitschultrig, mit seinem kräftigen Kopf und dem zausigen Haar, sah er eher aus wie der Leiter eines Volksgutes, weniger wie ein Wissenschaftler. Während er nachschenkte, sagte er: „Nee, nee, nee. Gehen Sie nur erst mal in den Betrieb! Sehen Sie sich zunächst die Anlage an, um die es ging. Mir ist lieber, Sie sprechen mit Betriebsleiter Balk über die Dinge, die Sie wissen wollen. Für mich ist das längst vergessen. Wir haben in der Oxalsäure eine neue Arbeitsgemeinschaft laufen. Ich sage Balk morgen früh Bescheid.“

Ich dankte, aber als ich Anstalten machte, wegzugehen, hielt er mich zurück. Mit einer Mischung von Ironie und Herzlichkeit meinte er:

„Ich denke, Sie wollten Ihre Stunde ausnützen? Sie haben doch noch zehn Minuten Zeit.“ Dann sah er mich wieder mit dem vergnügten Zwinkern in den Augen an. „Wenn ich an Ihrer Stelle hier säße – ich würde nicht eher aufstehen, als bis ich herausgekriegt hätte, wieso dieser Chemiker, dieser Abteilungsleiter, dieser Verdiente Erfinder, der ich nebenbei bin, dieser Genosse, der auch Parteileitungsmitglied ist, wieso dieser Bursche, der so munter in sozialistischer Gemeinschaftsarbeit macht, dazu kommt, solche verrückten Westphilosophen zu lesen.“

Er nahm die dünne Broschüre vom Tisch, zwischen deren Seiten viele Papierstreifen herausragten, und klatschte sie auf die Tischkante. Ich beruhigte ihn, deswegen hätte ich ihn schon noch ausgefragt.

„Gestern abend habe ich drin gelesen“, fuhr er fort. „Die Hälfte verstehe ich nicht, und die andere Hälfte kann kein vernünftiger Mensch verstehen. Aber wenn ich schon an das wenige, was ich kapiert habe, glauben würde, dann müßte ich mir einen Strick nehmen. Hören Sie sich das bloß an! Unser Menschenbildnis!“

In den Seiten blätternd, zitierte er aus der „Einführung in die Existenzphilosophie“ einige Stellen. „Keine Zukunft fordert ihn heraus... Angst vor dem Nichts... Alle Normen sind in der Verzweiflung ausgelöscht... Sei bereit, dem Tode und dem Nichts ins Antlitz zu schauen... Das Leben, das verloren werden muß... Prächtig, wie? Und mit so was muß ich mich auch noch beschäftigen!“

Noch war mir nicht klar, worauf er hinauswollte. Doch dann erzählte er mit großem Ernst folgendes. In der Oxalsäure (Man gewöhnt sich rasch an solche hier üblichen Abkürzungen für die verschiedenen Betriebe. Man bekommt Auskünfte wie: ‚Kollege X sitzt jetzt im Stickstoff‘. – Oder die Busschaffnerin ruft: ‚Salzsäure! Will jemand aussteigen?‘) – in der Oxalsäure also arbeitete ein Physiker, ein Hochschulabsolvent. Dr. K. wollte ihm eine Chance geben. Die Forderung des 11. Plenums, der Perspektive der jüngeren Intelligenz mehr Aufmerksamkeit zu schenken, verstand er so, daß man ihr größere Aufgaben als bisher zumutete, ihr mehr Vertrauen schenkte. Der junge Physiker sollte in eine dort neugebildete Arbeitsgemeinschaft einbezogen werden und wichtige theoretische Vorarbeiten leisten.

„Nicht aus Nächstenliebe“, meinte Dr. K. „Wenn wir unser Chemieprogramm verwirklichen wollen, müssen wir auch an die jungen Chemiker, die in der chemischen Produktion arbeiten wollen, höhere



„Grundvoraussetzung für eine schnelle Erfüllung unserer Pläne ist die Vertiefung der sozialistischen Gemeinschaftsarbeit.“ Das ist auch die Meinung dieses Wissenschaftlers, eines der Initiatoren der sozialistischen Arbeitsgemeinschaften

Anforderungen stellen. Dazu brauchen wir selbstsichere, selbstbewußte Menschen, die nicht davor zurückschrecken. Nicht erschrecken, wenn ihr erworbenes Wissen mit den Erfahrungen der Praxis nicht gleich übereinstimmt. Kerle, die das Leben und die Chemie und die Arbeit mit allen ihren Schwierigkeiten lieben. Wir Älteren (das sagte der einunddreißigjährige Dr. K.) müssen mit sorgfältiger, verantwortungsbewußter Anleitung ihre ersten Schritte im wissenschaftlichen Neuland beschleunigen, um die Entwicklung in der chemischen Produktion zu beschleunigen.“

Aber neben den jungen gab es alterfahrene Wissenschaftler und Chemiefacharbeiter, die diesen raschen Aufstieg nicht immer ohne Mißtrauen beobachteten. Und wenn man so junge Menschen so rasch in so verantwortungsvolle Positionen setzte, dann mußte man jenen gegenüber geradestehen können, für ihre Eignung bürgen. Dazu mußte man sie erst kennen, sich ihrer fachlichen und moralischen Qualitäten vergewissern. Im Falle unseres jungen Physikers machte da Dr. K. eine seltsame Entdeckung.

Er war hochbegabt und fleißig. Woran lag es aber, hatte Dr. H. sich schon manchmal gefragt, daß er einen merkwürdigen Hang hatte, sich von allem Umgang mit seinen Kollegen, sofern es nicht die Arbeit bedingte, fernzuhalten? Er war scheu, menschlich unsicher.

Eines Tages saß er im Bus neben Dr. K. Er war ins Lesen vertieft und bemerkte ihn nicht. Zufällig las Dr. K. eine Kapitelüberschrift mit. Sie lautete: ‚Chiffrierte Existenz‘.

„Wissen Sie“, sagte Dr. K. zu mir, „das machte mich stutzig. Irgendwie paßten diese beiden Wörter zu seinem Wesen. Kurz: Ich lieh mir diese Broschüre von ihm aus. Beiläufig erfuhr ich, daß er Verwandte in Mainz sitzen hat, die ihn ab und zu mit Lektüre versorgen. Aber jetzt werde ich ihm seine chiffrierte Existenz entziffern.“

Es entstand eine kurze Pause, während der er von neuem in den Seiten blätterte. Dann las er mit einem Unterton von Ekel wieder einige Satzketten vor.

„Nichts der Angst . . . Nichts zu hoffen . . . Das in das jenseitige Nichts starrende Auge . . . Der Mensch ein entthronter König . . .“ Er unterbrach sich. Seine Stimme nahm wieder einen rauhen, schroffen Ton an. „Entthronte Könige kann ich in meiner Abteilung nicht gebrauchen. Und in einer Arbeitsgemeinschaft von Wissenschaftlern keine ins jenseitige Nichts starrenden Augen. Nicht daß Sie denken, daß ich schon die Welt untergehen sehe, weil ein einzelner Mensch über diese saubere Krisenlehre ein Buch liest. Das ist doch keine Gefahr für den Sozialismus. Gefahr für das sozialistische Kollektiv, in das ich ihn einbauen will, bestände aber, wenn er die gestellten wissenschaftlichen Aufgaben hemmt. Deshalb muß ich mich mit unserem jungen Physiker auseinandersetzen – vorher. Ich will nicht nur kluge, sondern auch optimistische Mitarbeiter haben, keine von solchen pessimistischen Phrasen gehemmte, wie die hier: ‚Wir haben damit begonnen, daß wir das Nichts ernst nehmen‘.“ Er hatte sich in zornigen Schwung hineingeredet, jetzt schmiß er die Broschüre auf den Tisch zurück.

Als er diesen letzten Satz vorlas, kam mir ein anderes Zitat in den Sinn. Es waren Worte aus dem Munde eines Mitgliedes der Brigade „Nikolai Mamai“ im Elektrochemischen Kombinat Bitterfeld, eines der

Initiatoren der sozialistischen Gemeinschaftsarbeit. Ein paar Sätze, die er seinerzeit ausgesprochen und die ich mir ins Notizbuch eingetragen hatte. Sie schienen mir haargenau hierher zu passen. Zwar stammten sie von keinem Philosophen, sondern von einem Schmelzer. Doch war darin auch von einem Beginnen die Rede, aber wie anders klang es da.

Ich zog mein Notizbuch hervor, fand das Zitat und las es vor.

„Wir haben begonnen, im sozialistischen Kollektiv einen neuen Menschen heranzubilden, aus dessen Hirn solche Vokabeln wie Egoismus, Lüge, Konkurrenz und andere Reste des alten Denkens mehr und mehr verschwinden. An ihre Stelle tritt das Gefühl der gemeinsamen Verantwortung für unsere gemeinsame Sache.“

„Geben Sie her!“ rief Dr. K., kaum daß ich geendet hatte. „Das kann ich gut brauchen. Das schlage ich ihm rechts und links um die Ohren. Das ist unsere Lebensauffassung. Das ist wie – wie wenn man aus einem scheußlichen Traum erwacht und draußen den Morgen sieht.“

Gleich in die entlehene Broschüre hinein, vornan auf das Vorsatzblatt, schrieb er das Zitat aus meinem Notizbuch ab.

Während er schrieb, überdachte ich unsere Unterhaltung. Es gehörte zu seinen Grundsätzen, von seinen Taten zu schweigen. Aus Abneigung gegen Ruhmgerede und -geschreibsel wollte er sich im Hintergrund halten. Dennoch hatte er, mehr als ihm wohl bewußt war, mir viele Seiten seines Charakters offenbart, dessen hervorstechendster Grundzug sein leidenschaftliches Verantwortungsgefühl für die Kollektive, die er leitete, war. Das bezeugte auch seine Sorge um jenen jungen Physiker (dessen Weg ich übrigens in dieser Geschichte nicht weiterverfolge). Ehe er ihm sein volles Vertrauen schenken und eine große Aufgabe in einem sozialistischen Kollektiv anvertrauen konnte, mußte er ihm zu festen Wertbegriffen in unserer Welt verhelfen. Das hatte mit der Forschungs- und Arbeitsgemeinschaft „Methylenchlorid“, auf die ich hinausgewollt hatte, nichts zu tun. Oder doch? Hatte nicht alles, was geredet worden war, Beziehung zu dem, was ich vom Werden und Wesen einer sozialistischen Arbeitsgemeinschaft erfahren wollte? Ich fand, der Sonntagvormittag war doch recht nützlich verlaufen. Ich hatte einen der Männer kennengelernt, die, wie heute schon aber Tausende Wissenschaftler in unserer Republik, fest daran glauben, daß jedes noch so große Vorhaben in sozialistischer Gemeinschaftsarbeit zu bewältigen war. Und nicht nur daran glauben, sondern es auch beweisen.

Die Stunde war um. Der Kognak war ausgezeichnet gewesen. Und wenn nochmals jemand sagen würde, Dr. K. sei „ziemlich unzugänglich für Leute, die ihn ausfragen wollen“, so würde ich widersprechen.

In einer so großen Familie wie dem Bitterfelder Chemiekombinat gibt es auch Sorgenkinder. Ein besonders anfälliges Kind war lange Zeit der Methylenchloridbetrieb. Seit seiner Geburt, die im Jahr 1954 erfolgte, war er nie recht auf die Beine gekommen. Mit der Gewichtszunahme, die hier in Tonnen gemessen

wird, haperte es, nüchtern gesprochen, er erfüllte nie seinen Plan. So wackelte er auf schwachen Füßen von einem Jahr zum anderen, bis es im Kombinat von ihm hieß: Mit unserem Methylenchlorid können wir keinen Staat machen. – Man hätte auch sagen können: keinen Staat bauen.

Dabei hatte man große Hoffnungen auf den jungen Betrieb gesetzt. Methylenchlorid ist ein hochwertiges Lösungsmittel, das für die Herstellung unbrennbarer Filme unentbehrlich ist. Bisher waren unsere Filmfabriken ganz von der Einfuhr von Lösungsmitteln aus Westdeutschland abhängig gewesen. Um unserem Land wertvolle Devisen zu sparen, begann man 1954 in ein altes Werksgebäude die für die eigene Produktion notwendige Anlage einzubauen, und noch im gleichen Jahr fuhr man die erste Stufe an. Vorgesehen war nacheinander der Bau von fünf Stufen zu je 100 Monatstonnen Methylenchlorid. Das Verfahren war so gewählt, daß man von Methanol, das aus Leuna geliefert wurde, ausging; das war nach allen Erfahrungen der günstigste Ausgangspunkt.

Drüben in der Nachbarschaft, in der Filmfabrik Wolfen, dem zukünftigen Hauptkunden des Lösungsmittels, blickte man nicht weniger erwartungsvoll auf den neuen Betrieb als im Bitterfelder Werk selbst.

Aber schon die erste Stufe funktionierte schlecht. Die Anlage lief mit einem alles andere als günstigen Ausbeuteverhältnis von Methylenchlorid zu Chloroform.

Es nützt nichts. Ich muß Betriebsleiter Balk, der mich über diese – für meine Person – schwierigen Dinge informiert, unterbrechen. Ich muß ihm mein Unwissen gestehen, mich entschuldigen, daß ich solche – für seine Person – naiven Fragen stelle, wie diese jetzt, wo plötzlich das Chloroform herkommt.

„Es gibt keine dummen Fragen“, sagt er, „es gibt nur dumme Antworten. Sie haben die Anlage gesehen ...“ (Wir sind eben von einem Rundgang durch den Betrieb in sein Zimmer zurückgekehrt. Ich habe riesige Hallen gesehen, bis unters Dach angefüllt mit Destillationskolonnen und einem Gewirr von Rohrleitungen, Kesseln und Ventilen, die wegen der starken Korrosion dick geteert waren. Eisentreppen durch die offenen Etagen, bis ganz hinauf, wo die Tiefkühlstation liegt. Einmal ein undichtes Rohr, aus dem Säure tropfte. Balk sagte mir, ich solle den Kopf einziehen.) „Was geschieht also in der Anlage? Methanol wird eingeführt und mit Salzsäure und Chlor umgesetzt. Das Chlor entzieht nun dem Zwischenprodukt Chloromethyl ein Wasserstoffatom und wird mit ihm zu Salzsäure. (Ich habe die Schwachsalzsäure im Betrieb gerochen.) Dann drängt sich ein anderes Chloratom an den freigewordenen Platz. Bei diesem Vorgang entsteht Methylenchlorid, das beabsichtigte Produkt. Nun gibt es aber noch zahlreiche Chloratome, die ungesättigt geblieben sind. Sie stürzen sich auf das eben Geschaffene, um ihm jeweils ein Wasserstoffatom zu stehlen und an dessen Stelle selbst in die Moleküle zu kriechen. Auf diese Weise entsteht Chloroform.“

Er nahm einen Bleistift zur Hand und schrieb auf einen Zettel: 55% CH_2Cl_2 und darunter 45% CHCl_3 . Das war die Ausbeute. 55 Prozent Methylenchlorid und 45 Prozent Chloroform. Bei diesem Verhältnis entstand ein großer Verlust für das Werk, weil das Chloroform in dieser Menge nicht restlos absetzbar war.

1956 wurde die zweite Stufe ausgebaut, die aber wieder mit dem gleichen schlechten Methylen-Chloroform-Verhältnis lief. Unsere Filmfabriken mußten weiterhin große Mengen des dringend benötigten Lösungs-



Die wissenschaftliche Bibliothek des EKB

Junge Intelligenz



0045



mittels einführen. Jahr um Jahr erlebte der Betrieb einen Einbruch. In manchen Monaten wurden die geplanten 200 Monatstonnen erreicht, meist aber nicht.

Das war die Situation, die jahrelang bestehen blieb. Es gibt eben Dinge, die man nicht erzwingen kann, rechtfertigte man sich. Wiegte sich in der Hoffnung, daß es mit der dritten Stufe besser werden würde – die nötigen Investitionsmittel waren ja genehmigt. Weder die Betriebsleitung, an ihrer Spitze ein älterer Chemiker (der Vorgänger des heutigen Betriebsleiters Balk), noch die Belegschaft des Methylenchloridbetriebes sahen einen anderen Ausweg. Und auch das Jahr 1959 schloß mit dem nun schon gewohnten Plandefizit ab.

Sonst ging es in dem Betrieb lebendig zu. Es gab, wenn auch noch nicht lange, eine Brigade, die sich den Namen „F. C. Weiskopf“ gegeben hatte. Wenn es auch ökonomisch nicht klappte, kulturell waren die „Weisköpfe“ obenauf. Sie konnten eine beispielhafte Statistik für Buchausleihen, -besprechungen und -lesungen vorweisen. Wäre F. C. Weiskopf noch am Leben gewesen, er hätte seine helle Freude daran gehabt. Auch ein Freundschaftsvertrag mit dem Maxim-Gorki-Theater war abgeschlossen worden, und die Brigade fuhr zum Beispiel nach Berlin, um sich die Probenarbeit zu dem Schauspiel „Lysistra“ anzusehen und mit den Künstlern zu diskutieren. Vom Volkskorrespondenten bis zum schreibenden Kumpel – alles konnte man in ihrem Kollektiv vorfinden. Ihr Brigadetagebuch wurde als eines der besten im Werk prämiert. Das alles bewies, daß die Arbeiter des Betriebes Initiative hatten, zu Bildung und neuen Lebensformen drängten. Aber – hätte Weiskopf wirklich Freude empfunden, damals, an der Brigade, die seinen Namen trug, wenn er ihr so kulturfröhliches Tagebuch gelesen hätte? Man darf eher annehmen, daß ein Schatten seinen immer freundlichen, wachen Blick überzogen hätte und er gefragt hätte: ‚Und die Produktion? Ich lese so wenig von ökonomischen Erfolgen. Unterm Strich wird doch abgerechnet. Und unterm Strich steht die Produktion.‘

Es gibt Dinge, die man nicht erzwingen kann . . .

Was nicht drin ist, ist nicht drin . . .

Anfang 1960, wenn wir die dritte Stufe bauen, dann . . .

„Und Sie, Genosse Balk“, frage ich, „waren Sie damals auch schon hier im Betrieb?“

Bitter klingt sein kurzes Ja.

Balk stammte aus einem Dorf an der Mulde, in der Nähe von Bitterfeld. Sein Vater war Arbeiter, Kraftwerker. Gern ging der kleine Balk angeln. Es gab eine Uferstelle, wo zwei große Erlen standen. Wenn er durch die Lücke zwischen den Stämmen nach Westen zu blickte, sah er weit hinten, noch hinter den Abraumgruben, die Schornsteinsilhouette eines großen Chemiewerkes liegen. Je nach dem Stand der Sonne war sie bald nah-, bald ferngerückt. Dorthin, hatte ihm der Vater gesagt, käme er einmal in die Lehre.

Er begann sie im Jahre 1952 als Laborant. Dem kleinen, spröden Dorfjungen sah man seine heimliche Leidenschaft für Chemie nicht an. Aber als er die Lehre beendete, standen auf seinem Konto folgende Aktivposten: bester Lehrling seines Jahrganges; zweifacher Berufswettbewerbssieger; zweifacher Aktivist.

Mit sechzehneinhalb Jahren wurde er, worüber er selbst noch heute den Kopf schüttelt, als Ausbilder eingesetzt, bis er schließlich, vom Kombinat delegiert, zum Studium an die Fachschule für Chemie nach Köthen ging.

Nach drei Jahren kehrte er, von unbändigem Ehrgeiz erfüllt, ins Werk zurück. Er sah noch immer jung aus wie der Lehrling, war aber Chemieingenieur. Zunächst wurde er in die Forschungsabteilung gesteckt, wo er Schmiermittelversuche machen sollte. Doch er blieb nur zwei Tage im Hauptlabor. Als er hörte, daß im Methylenchloridbetrieb ein Ingenieur fehlte, bewarb er sich und hatte Glück.

Glück? Wieder klingt, wenn er davon erzählt, ein bitterer Ton auf. Der damalige Betriebsleiter, sein Vorgesetzter, war ein älterer Chemiker. Im Betrieb war, gerade als Balk eintraf, eine kontinuierliche Dreistufendestillation aufgebaut worden, die eine halbe Million gekostet hatte, aber nicht funktionierte. Zusammen mit einem zweiten Ingenieur sollte Balk die Anlage zum Laufen bringen. Ein halbes Jahr lang fuhren sie zu zweit drei Schichten – umsonst. Nachdem sich herausgestellt hatte, daß der Erfolg gleich Null war, faßte die Betriebsleitung den Entschluß, die Destillation wieder abzubauen.

„Der Betriebsleiter wußte darauf nicht, was er mit mir anfangen sollte“, sagte Balk. „Er setzte mich für alle möglichen Arbeiten ein, die nicht meiner Ausbildung entsprachen. Dafür hätte ich nicht drei Jahre studieren müssen. Ich erzähle Ihnen das nur, um zu zeigen, wie schwer es damals die junge, heranwachsende Intelligenz oft noch hatte, nicht nur ich, nicht nur hier.“

Ingenieur Balk blieb aber ein halbes Jahr in seiner „Funktion“, in die er sich unzufrieden fügte. Immerhin hatte das einen Vorteil: er hatte nicht viel zu tun. So nützte er die Zeit für sich aus, um Tag und Nacht die Anlage zu beschnüffeln, bis er sich in ihrem Nervensystem genau auskannte. Er bekam guten Kontakt mit den Arbeitern, was sich später bezahlt machen sollte. Guckte sich ihre Kniffe ab, wie sie die Anlage fuhren. Lernte die Schwierigkeiten, ihre Sorgen kennen. Erkannte Fehler. Verbesserungsgedanken bildeten sich in seinem Kopf. Damit ging er zum Betriebsleiter. Doch sooft er ihm einen neuen Gedanken vortrug, bekam er ein stereotypes „Haben wir ja schon gemacht, lieber Balk“ zu hören.

„Wahrscheinlich war ich auch allzu ungeduldig. Ich vergaß, daß nicht alle alten Wissenschaftler, wie übrigens auch nicht alle Arbeiter, ihre Arbeitstradition so schnell abstreifen konnten. Sie bewegten sich noch immer auf herkömmlichen Gleisen. Manche glaubten auch, noch immer den Panzer der Würde vor uns Jüngeren tragen zu müssen. Ich als Arbeiterjunge, der ich noch dazu kein bißchen servil war, konnte mich jedenfalls nicht durchsetzen. Mir fehlte die Stellung.“

Aber die Gelegenheit dazu ergab sich bald. Der Stellvertreter des Betriebsleiters ging, und dieser mußte einen Ersatzmann hereinnehmen. Dafür wurde Balk bestimmt.

In diesem Zeitpunkt trat auch ein Wechsel in der Abteilungsleitung ein.

Es war so. Im Hexabetrieb (Gamma-Hexachlorzyklohexan – kurz Hexa genannt – ist ein höchst wirksames Schädlingsbekämpfungsmittel) saß ein ungemein fähiger Chemiker, knapp über dreißig Jahre alt. Dieser Dr. K. hatte sich durch seine zielbewußte Leitungsarbeit schon mehrfach bemerkbar gemacht. Er



Frauenbrigade

143



wurde als neuer Abteilungsleiter der Organischen Abteilung eingesetzt. Zu seinem Verwaltungsbereich gehörte nun auch der Methylenchloridbetrieb.

Nach seiner Ernennung bekam er von der Werkleitung und Parteileitung den Auftrag, endlich den Ursachen für die Schwankungen der Produktion nachzugehen und die Verlustquellen zu analysieren.

Mit seinem Erscheinen veränderte sich sogleich das Klima. Er hielt sich an keine Formalitäten und lockerte die etwas gespannte Atmosphäre mit seinem robusten Witz auf. In dieser Anfangszeit war er überall zugleich. Mit Ungestüm trabte er durch alle Stockwerke des Betriebes. Er zog die Arbeiter ins Gespräch, nicht alle Antworten gefielen ihm, keineswegs, im großen und ganzen aber fand er eine gute Stammebelegschaft vor, die mit dem Herzen bei der Sache war. Die Menschen, Methoden und Anlagen studierend, ging er im Betrieb umher und erkannte auch bald, daß die Leitung des Betriebes der Initiative der Arbeiter hinterherhinkte und diese bremste. Zunächst wußte er auch nicht, wie es zu schaffen war. Aber er hatte das bestimmte Gefühl, daß aus diesem Betrieb etwas zu machen sei.

Sein Optimismus erlitt einen starken Stoß, als ihm eines Tages aus heiterem Himmel eine Mitteilung auf den Schreibtisch flatterte: Die für Anfang 1960 geplante dritte Baustufe muß um ein Jahr verschoben werden. Die vorgesehenen Investmittel werden an anderer Stelle dringender gebraucht. Der Staatsplan für 1961, der euch 300 Monatstonnen Methylenchlorid auferlegt, muß trotzdem erfüllt werden! Seht mal zu!

Der Plan wurde zu seinem größten Widersacher und Verbündeten in einem. Er schien Unmögliches zu fordern. Andererseits stellte er ihn unter einen Zwang, der seinen Kampfgeist nur noch mehr reizte. Aber wo war der Weg?

Als Dr. K. darüber zum ersten Mal auch mit dem stellvertretenden Betriebsleiter Balk sprach – er war von dessen jugendlichem Aussehen ebenso betroffen wie andere vor ihm – da imponierte ihm sofort eins: der klare, selbstbewußte Gesichtsausdruck, seine knappe, nüchterne Sprechweise und die unverblühte Art, die Dinge beim Namen zu nennen. Daß sich ihre Wege sehr bald eng verbinden würden, wußte Dr. K. im ersten Augenblick nicht, aber schon im nächsten. Er fragte ihn: „Die dritte Stufe fällt also dieses Jahr weg. Was meinen Sie? Besteht eine Möglichkeit, die Tonnen trotzdem zu schaffen?“

Balk spürte sofort: Hier stand ihm ein Mann gegenüber, einer aus seiner Generation, der ihm sein Vertrauen anbot. Ohne zu zögern, sagte er: „Ich meine, ja.“

„Der Betriebsleiter denkt anders. Er behauptet, die beiden vorhandenen Anlagen reichen keinesfalls dafür aus. Und daß wir die geplante Produktion nur nach Ausbau der dritten Stufe bringen können.“

Balk: „Unsere Produktion schwankt, wie Sie wissen. Vorderhand schaffen wir den Plan insgesamt nicht. Aber wir haben Tage, manchmal Monate, wo die Anlage sogar mehr liefert als die projektierten Tonnen. Wenn wir unsere beiden Anlagen rekonstruieren, schaffen wir's. Mehr kann ich zunächst nicht sagen. Als Praktiker fehlen mir die theoretischen Voraussetzungen.“

Waren die chemisch-technologischen Verfahrensstufen in Ordnung? Gab es Möglichkeiten, die Anlage anders als bisher zu fahren? Woran lag es? Auch ihm, Dr. K., fehlten gewisse physikalische und mathe-

matische Voraussetzungen, um sich diese Fragen beantworten zu können. Er war Chemiker. Was sagte der Physiker dazu? Der Physiker und der Chemiker, beide haben doch verschiedene Vorstellungen über die Anlagenfrage. Solche Gedanken überschlugen sich im Kopf des Abteilungsleiters. Er kam zu dem Schluß, der einzige Weg, der zum Ziel führen konnte, war Gemeinschaftsarbeit, bei der keiner vor dem anderen steht. Und der erste Schritt mußte sein, sich die theoretische Grundlage zu verschaffen.

Er kannte einen tüchtigen Diplomphysiker in der Forschungsabteilung des Kombinats, namens Kölwel. Ein Mann Ende Dreißig, straff, hohe Stirn, zurückgekämmtes braunes Haar; von ihm wußte Dr. K., daß sich bei ihm Fähigkeit, Tatendrang und Staatsbewußtsein glücklich verbanden. Die beiden Männer trafen sich eines Abends, und Dr. K. schlug ihm vor, in seine Abteilung einzutreten. Kölwel nahm ohne langes Überlegen das Angebot an. Es war schon immer sein Wunsch, sein physikalisches Können in der Großtechnik zu beweisen. So wurde er dem Metylenchloridbetrieb auf den Pelz gesetzt.

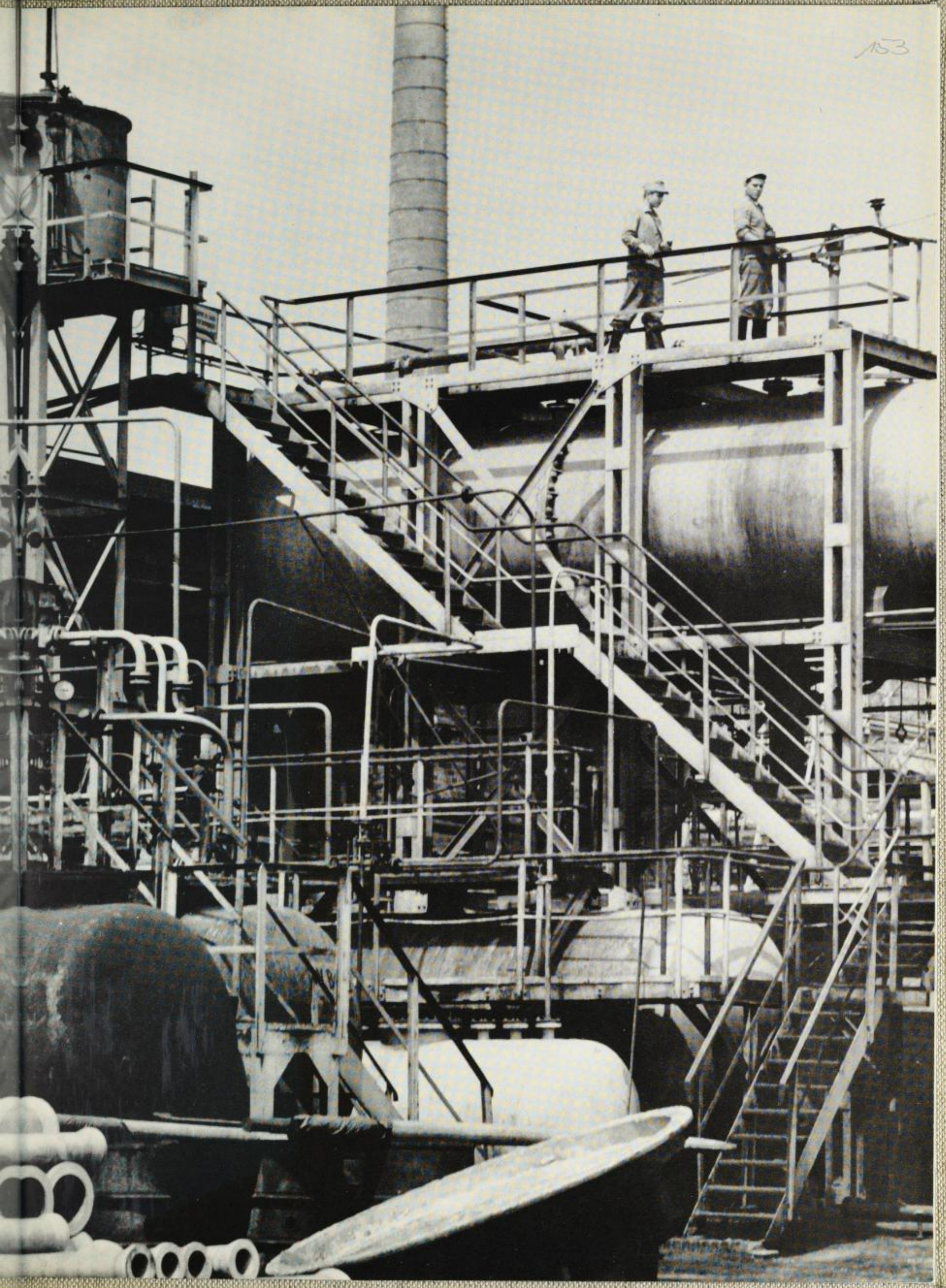
Monatlang tat Kölwel nichts anderes als rechnen.

Mit einem Glas Milch in der einen und dem Bleistift in der anderen Hand, saß er vor seinem Pult und rechnete, mit unendlicher Geduld. Dr. K. hatte ihm folgenden Gedankengang als Stoßrichtung gewiesen: Wenn wir ein bestimmtes Einsatzverhältnis von Chlormethyl zu Chlor fahren, dann kommt das und das heraus, und das hängt von bestimmten Bedingungen ab. Wenn wir nun ein anderes Einsatzverhältnis nehmen, was kommt dann heraus, und was für Bedingungen liegen dann zugrunde? Das klang einfach. Aber schon die geringste Abänderung eines einzelnen Wertes brachte eine Unzahl neuer, komplizierter Probleme auf die Tagesordnung, die jedes für sich eine Kettenreaktion von chemisch-physikalischen Berechnungen auslösten. Zeitweise zog Kölwel Mathematiker und Verfahrenstechniker heran.

Aller zwei Abende unterhielten sich die beiden Männer ausgiebig über den Fortgang ihrer Forschungen, bestärkten sich, befreundeten sich. Dr. K. beeindruckte die Kraft, mit der sich Kölwel ganz auf die Aufgabe des Augenblicks konzentrierte. Von Mal zu Mal wuchs ihre Überzeugung, daß ein besseres Verfahren zu finden wäre. Ihre Vermutung, daß man den Reaktionsumsatz in der Anlage verändern müßte, verdichtete sich zur Gewißheit. Sonst schaltete Dr. K. sich nicht ein. Ruhig abwartend ließ er Kölwel weiter rechnen. Inzwischen war er selbst nicht untätig. Er versuchte mit Balk, die der Anlage anhaftenden Mängel auszukundschaften. Balks genaue Kenntnis des Betriebes steuerte wichtige Hinweise bei. Überhaupt machte es Freude, mit ihm zusammenzuarbeiten. Er war einer jener hemdsärmeligen jungen Männer, die, wenn sie einmal ein festes Ziel ins Auge gefaßt haben, jede Hürde, jeden Graben überspringen. Der Abteilungsleiter zog ihn zu den Aussprachen mit Kölwel hinzu. Aus zweien waren es drei geworden.

Je tiefer er in den Betrieb eindrang, desto klarer erkannte er einen anderen Grundfehler. Ob er mit Meistern oder Anlagefahrern sprach, überall begegneten ihm fachlich tüchtige und vernünftige Leute, die ihre Arbeit gut machten und an ihrem Betrieb hingen. Sobald er jedoch mit ihnen die Möglichkeit erörterte, zum Beispiel die Fahrweise zu ändern, stieß er meist auf Unverständnis.

153



„Die Anlage gibt nicht mehr her!“ Das war die Antwort, die er allgemein bekam, bis hinauf zum Büro des Betriebsleiters – und dort am beharrlichsten.

Angenommen, die Anlage gäbe wirklich nicht mehr her. Aber auf den Gedanken, daß sie unter Umständen ganz falsch gefahren wurde, war bisher niemand gekommen. Die Produktion wurde mehr oder weniger dem Selbstlauf überlassen. Warum blieb die Initiative der Kumpel, die ihnen doch in Fleisch und Blut saß, aus? Dafür gab es nur eine Erklärung. Die Zusammenarbeit der Betriebsleitung mit den Arbeitern war nicht gut. Es stimmte nicht, daß die Initiative der Arbeiter versagt hätte. Man hatte sie nur nicht zur Entfaltung kommen lassen.

Selbstverständlich hatte sich die Brigade nicht nur kulturelle, sondern auch ökonomische Ziele gestellt; diese waren aber gegenüber den anderen in den Hintergrund getreten. Auch hierfür, so war Dr. K. überzeugt, war der Grund fundamentaler, menschlicher Art: Die ordentliche, auf Vertrauen basierende Beziehung zwischen der Intelligenz und den Arbeitern fehlte. Solange aber diese Beziehung fehlte – solange die Chemiker und Ingenieure nicht ihren Teil, ihr Ideengut, die Grundideen, die der Arbeiter nicht hat, beitrugen, solange konnte die Brigade die ökonomischen Ziele nicht erfüllen. Die Grundideen müssen kommen! Sonst verwässert die Brigade. Und es müssen große Veränderungen sein. Die Forscher und Betriebsleiter dürfen nicht nur an sich ständig wissenschaftlich weiterarbeiten, sie müssen auch mit den Leuten, die hernach ihre Ideen verwirklichen sollen, rechtzeitig darüber reden. Das mußte der Inhalt des Vertrauensverhältnisses und einer vernünftigen Leitungstätigkeit sein, nicht Schulterklopfen. Dazu mußte man mit dem alten autokratischen Leitungsstil, der nur aus Anweisungen bestand, völlig brechen. Ohne die Kameradschaft vom Betriebsleiter bis zum Kumpel, ohne demokratischen Zentralismus ging es nicht. Der Physiker Kölwel indessen kam mit seinen Berechnungen voran.

Alle hielt die Arbeit so in Bann, daß sie dabei selbst Frauen und Kinder vergaßen. Wenn sie nach ihren Konferenzen, die oft bis spät in die Nacht dauerten, heimgingen und sich unter einer Laterne verabschiedeten, dachte jeder vom anderen, wie verflucht schlecht er doch aussieht!

Anfang 1960 war es soweit. Die theoretischen Ergebnisse der Forschungsgemeinschaft lagen auf dem Tisch, und Kölwel erklärte: „Unsere Berechnungen erweisen, daß die Anlage falsch gefahren wird. In Wirklichkeit gibt die Anlage weit mehr her, wenn wir das Einsatzverhältnis ändern. Das derzeitige Verhältnis von Chlormethyl zu Chlor beträgt 1,5:1 und die Ausbeute 55 Prozent Methylenchlorid und 45 Prozent Chloroform. Nach exakter Durchrechnung können wir aber das Verhältnis auf 3:1 abändern. Wir nehmen also auf eine bestimmte Menge Chlormethyl weniger Chlor. Theoretisch muß dann eine bestimmte Menge mehr an Methylenchlorid da sein. Nach meinen Zahlen lautet das Ausbeuteverhältnis jetzt 75 Prozent Methylenchlorid und nur 25 Prozent Chloroform. Diese Menge ist für das Werk absetzbar, also kein Verlust mehr.“

Sie saßen um Kölwels Schreibtisch. Dr. K., mit einem Zettel vor sich, jagte Zahlen und Gleichungen übers Papier, benutzte den Rechenschieber, und eine Zeitlang sagte niemand etwas. Alle drei gaben sich betont

sachlich, aber hinter ihrer Ruhe verbarg sich eine starke Erregung. Ihre monatelange Vorarbeit hatte sich gelohnt – theoretisch!

„Das bedeutet also“, sagte der Abteilungsleiter endlich, „daß wir das diesjährige Plansoll schaffen können. Für 1961 verlangt der Plan 300 Monatstonnen; bei dieser Ziffer war der Ausbau der dritten Stufe noch in diesem Jahr vorausgesetzt gewesen. Dieser Ausbau fällt in diesem Jahr flach. Aber wir können mit den beiden vorhandenen Anlagen dennoch die 300 Tonnen bringen.“

Plötzlich rief er aus: „Das ist eine selbstmörderische Behauptung!“ – brach aber gleich darauf in ein völlig unwissenschaftliches Freudengeheul aus.

Noch waren die Erkenntnisse der Forschungsgemeinschaft nicht praktisch bewiesen. Bei allem Optimismus – darin blieben sie sich selbst gegenüber skeptisch, wie man es sein muß in der Arbeit. Die wirkliche Kraftprobe kam erst, als sie mit ihren Erkenntnissen in den Betrieb hineingingen. Zwei Aufgaben sahen sie unmittelbar vor sich: neue Versuche zu fahren und die Belegschaft zum Mitgehen zu bringen, ihr Denken umzubilden.

Allein zur Lösung des ersten Problems gab es Debatten über Debatten mit dem Betriebsleiter. Den theoretisch errechneten Reaktionsumsatz konnte man nur erreichen, indem die Gasmenge, die in der Anlage umläuft, zweieinhalb- bis dreifach erhöht wurde. Dazu mußte das Verfahren der Anlage gründlich umgestellt werden. Der Betriebsleiter, zurückhaltend gegenüber den spontanen jungen Wissenschaftlern mit ihren neuen Ideen und für seinen Betrieb nach wie vor verantwortlich, beharrte aber auf dem Standpunkt, nach der alten Anlage sei es bedenklich, das Verfahren umzustellen. Diese Verantwortung übernehme er nicht! So wurde bei den ersten Fahrversuchen, die ab März 1960 erfolgten, kurzgetreten. Nur ein paar Leitungen wurden erweitert und die Fahrweise etwas abgeändert.

Noch weit schwieriger war es mit dem zweiten Problem. Vielfach stießen sie auf Widerstreben, Unverständnis. Das war ja zehnmal schlimmer! Balk stand vor der Aufgabe, nun auch im Kopf der Arbeiter theoretische Klarheit zu schaffen. Wenn im Kopf Klarheit über die Aufgabe besteht, geht es auch voran, wußte er. Jetzt kamen ihm jene Erfahrungen, die er einmal als sechzehnjähriger Ausbilder gesammelt hatte, wieder zugute. Aber es blieb schwierig genug, die komplizierten Erkenntnisse in eine verständliche Sprache umzumünzen. „Was sagst du?“ erwiderten ihm einige. „Weniger Chlor und mehr Methylenchlorid? Der muß erst mal geboren werden, der das glauben soll!“

Unermüdlich waren auch die Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre im Betrieb, in der Brigade, um sie mit neuem Leben zu erfüllen und ihren politischen Kampfgeist zu stärken – um allen begreiflich zu machen, daß ihr Betrieb nicht mehr werden konnte, als was sie selbst aus ihm machten.

Aber es gab auch andere, die das längst begriffen; die verändern wollten; die nicht nur ihren Betrieb sahen, sondern auch ihren Staat und die Zukunft; die erkannten, nur durch entschlossenes, gemeinsames Handeln können wir gewinnen; denen auch die neue Art von Vertrauen, das ihnen die jungen klugen Leute entgegenbrachten, gefiel.

Bald bildete sich um den Kern des Forscherkollektivs eine sozialistische Arbeitsgemeinschaft, der neben den Wissenschaftlern und Ingenieuren drei Meister und vier Produktionsarbeiter angehörten. Sie setzten sich das Ziel, erstmals im November 1960 dreihundert Tonnen Methylenchlorid zu bringen.

Nicht lange danach läutete auf dem Pult von Dr. K. das Telefon: Hier Werkleitung! Kollegen, wir haben erfahren, ihr habt bei euch eine sozialistische Arbeitsgemeinschaft gebildet. Wo bleibt eure Meldung, eure Niederschrift? Und habt ihr die Betriebszeitung informiert? Wie?

Dr. K. lehnte brüsk ab. Er wollte die Arbeitsgemeinschaft weder durch Versprechungen noch Vorschußlorbeeren vorbelasten. „Ich lehne es ab, daß etwas, was noch nicht schwimmt, in Papier ersäuft wird!“ Denn der letzte Kampf begann erst!

Hatte in der vorangegangenen Zeit die Produktion um 200 Tonnen herum geschwankt, so stieg sie nach erfolgter Umstellung im Mai plötzlich auf 246 Tonnen an. Im Juni sogar auf 255 Tonnen! Alles funktionierte – funktionierte prächtig! Die beteiligten Männer freuten sich, und die Zweifler wurden kleinlaut.

Im Juli aber trat ein Rückschlag ein. Die Anlage brachte nur 167 Tonnen, und im August kam man mit Ach und Krach wieder an die 200-Tonnen-Grenze heran. Ein harter Schlag für das Kollektiv. September, Oktober, November... sie rechneten sich aus: nur noch lumpige drei Monate für das weitgesteckte Ziel. Niedergeschlagenheit machte sich breit, und die Zweifler bekamen wieder Boden unter den Füßen.

In diesen Tagen erschien der Werkleiter im Methylenchloridbetrieb, ging an jeden Arbeitsplatz und sagte: „Ich bin wohl der einzige, der noch an eure Sache glaubt!“ Das tat gut.

Der Schock, der auch die jungen Wissenschaftler überfiel, dauerte aber nicht länger, als sie Zeit brauchten, um sich über die Ursachen der Stockung klarzuwerden. Die Anlage war höchst empfindsam, sehr korrosionsanfällig. Dutzende Ursachen winzigster Art konnten Verluste und Stillstandszeiten bewirken. Um alle Fehler, die auftreten konnten, in der Hand zu halten, mußten die neuen Erkenntnisse konsequenter verwirklicht werden. Die Fahrweise, die Dr. K. vorgegeben hatte, war wieder geändert worden; viele sagten, die frühere sei eben doch besser.

Ein der Arbeitsgemeinschaft angehörender Meister sagte zu Balk: „Ich muß Sie aufmerksam machen, die Kumpel machen das nicht mehr lange mit. Wer bestimmt hier? Einer sagt hü, der andere brr. Wir fahren hier nicht Karussell, sondern gefährliche Anlagen!“

Im September wurde der Betriebsleiter in einem anderen Betrieb mit Forschungsaufgaben betraut. Zum neuen Betriebsleiter wurde Ingenieur Balk ernannt.

Als er davon erfuhr, schluckte er einige Male. „Nicht vor Wonne“, gestand er mir, „sondern weil ich Angst hatte. Dreiundzwanzig Jahre alt, und so ein komplizierter Betrieb!“

Jeden Morgen kam das Kollektiv eine Stunde vor der Schicht zusammen, um den neuen Tag gemeinsam vorzubesprechen. Jeden Tag kam man ein gutes Stück voran, und im Oktober konnte Balk in das Produktionsbuch eintragen: 269 Tonnen.

Produktion von Plaste





Produktion synthetischer Edelsteine

Das war ein Monat vor dem Termin, den sich die Arbeitsgemeinschaft gestellt hatte.

Am letzten Novembertag nach Schluß der zweiten Schicht schlug Balk das Produktionsbuch wieder auf. Nur Dr. K. war mit ihm im Zimmer. Aber er war an dem runden Sitzungstisch eingeschlafen. Sie waren beide die letzten drei Tage und Nächte hintereinander nicht aus dem Betrieb gekommen. Währenddessen trug Balk in die Spalte „Produktion Methylenchlorid“ unter dem Monat November ein: 301 Tonnen.

„Kein schlechter Erfolg“, sagte Balk in seiner knappen Art. Doch hinter seiner Bescheidenheit verbarg sich berechtigter Stolz. „Aber es ist noch mehr herausgekommen. Ich möchte Ihnen etwas zeigen.“

Wir gingen durch eine Tür nebenan in die Meisterstube. Dort nahm er aus einem Fach eines Regals ein in schwarzen Kaliko gebundenes Buch heraus, das Brigadetagebuch des Jahres 1960. Schlug es auf und gab mir eine Eintragung von damals, vom 30. November – dem Tag ihres Sieges –, zu lesen. Besonders auf eine Stelle verwies er mich.

„... Wir Arbeiter haben noch mehr bewiesen“, las ich. „Man hat uns oft den Satz gesagt: „Es gibt keine Aufgabe, die Arbeiter und Intelligenz in sozialistischer Gemeinschaftsarbeit nicht zu lösen vermögen. Manche von uns haben sich das zwar mit zwei Ohren angehört, aber ins eine hinein und aus dem anderen hinaus. Als wir erreicht hatten, daß die meisten Kollegen freiwillig mitmachten und mehr aufpaßten, da ging es gleich vorwärts. Und nachdem die Brigade das Ziel der sozialistischen Arbeitsgemeinschaft geschlossen auch zu ihrem Kampfziel gemacht hatte – erst dann hatten wir gesiegt.“

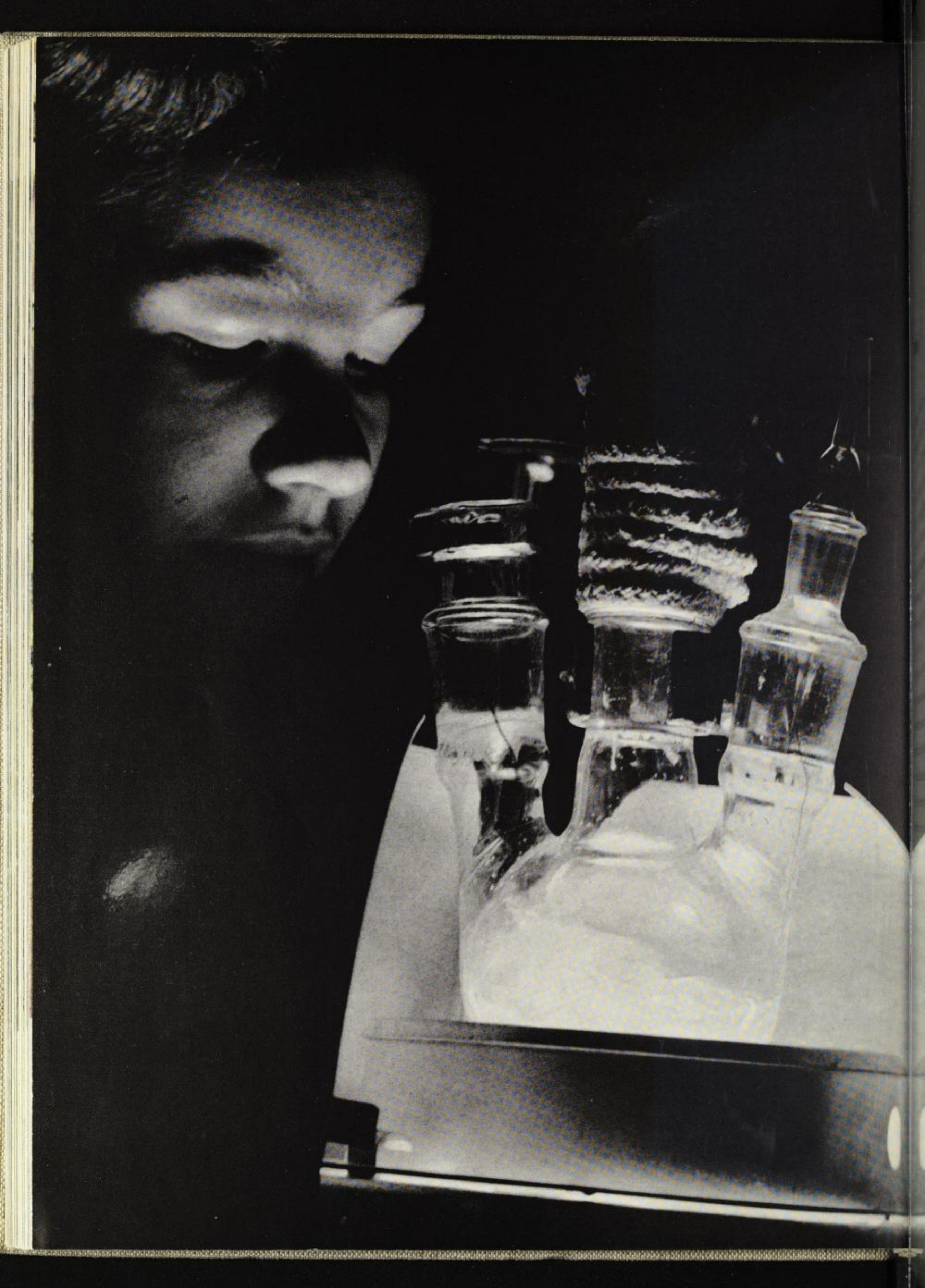
Wir haben auch einen anderen Beweis angetreten. Jeder Betrieb, der sich nicht ständig weiterentwickelt, jeder Betriebsleiter, jeder Meister, jeder Kumpel, der nicht täglich Neuerungen vor seinem Auge sieht, bleibt zurück. Der Übergang von der Statik zu Dynamik ist schwer, aber herrlich.“

Unmittelbar darunter, auf derselben Seite, aber mit dem Datum vom 3. Dezember, fand ich folgende kurze Eintragung: „Heute hat uns unser früherer Betriebsleiter in der Brigade besucht und uns gratuliert.“

Ich las weiter, die nächste, die übernächste Seite des Brigadetagebuches, und vergaß, daß Balk neben mir wartete. Immer wieder stand da: „Wir haben ... Wir müssen ... Gestern haben wir ... Wir wollen ... Wir ... Wir ... Seite um Seite. Ein unermüdliches Ringen um dieses Wir wurde zwischen den Zeilen sichtbar. Natürlich ging es um Methylenchlorid. Das war interessant zu lesen, aber die Produktion war jetzt im Hintergrund meines Interesses, im Vordergrund jedoch die Schöpfung des neuen Menschen, der seine Aufgabe, sei sie groß oder klein, erfüllt, indem er seinen ganzen Willen der Gemeinschaft widmet, ganz in ihr lebt und aus ihr lebt. So muß alles Menschenwerk getan werden, wenn es gut und dauerhaft sein soll. Plötzlich besann ich mich, denn Balk wartete noch immer neben mir, ich stand auf und entschuldigte mich. Aber er legte mir freundschaftlich die Hand auf die Schulter, und so verließen wir den Raum wieder.

Diese Hand auf meiner Schulter spüre ich noch heute, während ich dies niederschreibe und mir überlege, wie ich meine Arbeit abschließen soll.

Ich werde keinen Schluß suchen.



Transit

„Ich werde keinen Schluß suchen.“

Mit diesem Satz, den ich ans Ende meines Bitterfelder Manuskriptes gesetzt hatte, beendete ich auch eine Lesung, die ich unlängst vor Angehörigen des Chlorbetriebes hielt. Meine Arbeit war im wesentlichen abgeschlossen und bereits in den Händen des Verlages. Seitdem war eine geraume Zeit vergangen.

Die Lesung fand eines Nachmittags nach der Schicht oben im Speiseraum statt. Ich war schon seit dem frühen Morgen im Betrieb herumspaziert, um meinen Brigadefreunden guten Tag zu sagen und Neuigkeiten zu hören. Vom Salzlager bis zur Abfüllstation fand ich die alten Gesichter noch beisammen. Würde ich aber sagen, es wäre alles beim alten geblieben, so wäre das falsch. Denn wieder hatte sich vieles verändert, und in welcher kurzen Zeit! Und wahrscheinlich stimmte nicht einmal das, daß ich von den „alten Gesichtern“ rede.

Wir hatten nicht vor, es feierlich zu machen, wir wollten, wie wir es früher auch gehandhabt hatten, zwanglos zusammensitzen und uns über meine Arbeit aussprechen. Anderthalb bis zwei Stunden Dauer war vereinbart. Manche hatten mit Stullen vorgesorgt, die sie nun auspackten. Auf den Heizungsrippen standen Steingutkannen mit frischgebrühtem Tee; wer wollte, schenkte sich ein. Bis auf den Betriebsleiter und Meister Domschke, die zu dieser Stunde einen indischen Chemiewerksdirektor und seine Gattin durch die Elektrolysehalle führten, hatten sich alle Frühschichter zu der Diskussion zusammengefunden, rund vierzig Mann. An der Wand mir gegenüber hing – eine Neuerscheinung – ein großes Plakat mit den Verpflichtungen der Brigade im Produktionsaufgebot, zu dem vor kurzem Berliner Elektrodendreher aufgerufen hatten; daneben die Produktionstafel der „Täglichen Qualität“: die Produkte, das Soll, das Ist.

Nicht anders wird jetzt über deine Schreibung abgerechnet werden, fuhr es mir durch den Sinn, noch bevor ich den Mund auftat. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als legte ich mit meiner literarischen Arbeit ein Stück materielle Produktion auf den Tisch, das von den versammelten Arbeitern, Chemikern, Ingenieuren, Physikern, Normern und Meistern unbestechlich nach Soll und Ist gemessen werden würde.

Dann begann ich zu lesen. Bemerkte, daß Notizen gemacht wurden. Spürte Aufmerksamkeit, ein Mitgehen, eine Intensität des Schweigens während des Lesens, die mich froh machte. Sah, ohne hinzusehen, Franz

Nerlich vor sich hin nicken, als ich „seine“ Geschichte, die Geschichte seiner Bewährung im Chlor vorlas. Unter den Fenstern rangierte ein Säurezug. Meister Domschke kam später auch noch hinzu, setzte sich neben Otto Böge, schloß die Augen und lehnte sich, zum Zuhören bereit, im Stuhl zurück.

Otto Böge war BGL-Vorsitzender im Kombinat, ein älterer Gewerkschaftsmann, ein sicherer Kapitän im breiten Strom der sozialistischen Wettbewerbe – Böge-Otto. Breitgebaut. Er wirkte nicht wie ein Mann, sondern wie eine Gruppe. Ihm verdankte ich einen guten Rat, der mir die ersten Schritte für meine Arbeit ebnete. Gleich nach meiner ersten Ankunft in Bitterfeld sprach ich mich mit ihm in seinem Zimmer in der Betriebsgewerkschaftsleitung über mein Vorhaben aus. Ich war damals ziemlich erschlagen von der Vorstellung, daß ich Singular mit den vierzehntausend – vierzehntausend! – Werksangehörigen des EKB in nächster Zukunft fertig werden mußte. Wie fing man das an? Wo packte man an? Ich gestand ihm, wie ratlos ich noch war. Mit seiner tiefen, freundlichen Stimme riet er mir: „Du mußt an einer Stelle anpacken, nicht an zehn. Nicht gleich vierzehntausend Menschen sehen, sondern erst mal vierzehn. Wenn du die vierzehn richtig hast, hast du die vierzehntausend auch.“ Danach ging er in den Nebenraum, wo eine Versammlung stattfand, und kam in Begleitung eines Arbeiters zurück, den er mir als Brigadier Franz Nerlich vorstellte. Der machte nicht viel Federlesens, nahm mich in seinen Betrieb mit, schon war ich mitten drin und alle meine Befangenheit verflogen. So hatte Böge mir über die erste Widrigkeit auf eine einfache Art hinweggeholfen. Deswegen freute ich mich besonders, daß auch er gekommen war, um mir zuzuhören.

Zuletzt also las ich – auszugsweise, weil die Zeit schon fortgeschritten war – jenes Kapitel „Schatzsucher“ vor, das am Ende meiner Arbeit stand und mit den Worten ‚Ich werde keinen Schluß suchen‘ aufhörte. Nun war ich gespannt.

Gewöhnlich war es Nerlich, der den Anfang machte, diesmal aber ließ er, unbewegt seine Zigarre paffend, anderen den Vortritt. Aus dem, was an klugen und nützlichen, selbst manchmal unbeholfenen Gedanken ausgesprochen wurde, hörte ich beglückt heraus, wie alle Umsitzenden meine Arbeit auch zu ihrer Sache gemacht hatten. Nur das Schweigen Nerlichs machte mich bestürzt, ich dachte, ich hätte ihn mit der Erzählung seiner Kranaffäre verstimmt.

Endlich nahm auch er das Wort. „Ich denke noch immer über deinen Schlußsatz nach“, sagte er bedächtig. Er sagte, er habe ihn so verstanden, daß ich die Verbindung mit den Produktionsarbeitern nicht abbrechen wollte, auch wenn ich neue Aufgaben bekäme und Bücher anderswo schriebe; gut sei das und wichtig, wir brauchten uns gegenseitig, heute mehr denn je, wo es gelte, den Kampf um höhere Arbeitsproduktivität durch die Entwicklung des allseitig gebildeten sozialistischen Menschen zu unterstützen. Doch das sei nur eine Folgerung aus meinem letzten Satz. „Eine andere ist“, fuhr er fort, „daß dein Thema dich keinen Schluß finden ließ. Du darfst keinen Schlußpunkt setzen, weil es doch immer weitergeht mit der sozialistischen Gemeinschaftsarbeit. Deine Schatzsucher sind noch nicht am Ziel, da gibt es noch viel ungehobene Schätze um uns und in uns. Erinnerst euch bloß mal, wie das bisher gewachsen ist!“ wandte er sich

allen zu, und dann schlug er einen Gedankenbogen zurück in die Nachkriegszeit, von den Pionieren unseres Aufbaus, den Aktivisten der ersten Stunde („Mit zwei Schraubenschlüsseln von daheim haben Paul und ich die ersten Zellen in Schwung gebracht.“), ins Jahr 1948, dem Jahr Adolf Henneckes („Auch bei uns schossen nach seinem Beispiel die Helden nur so aus dem Boden, aber die meisten wühlten noch zu sehr für sich allein“); zog den Bogen über den V. Parteitag der SED, der aufrief, vom Einzelwettbewerb zu kollektiver Arbeit überzugehen; bis zur Bitterfelder Jugendbrigade „Nikolai Mamai“, die als erste in der Republik um den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit“ kämpfte; und heute seien es von neuem Arbeiter eines Chemiebetriebes, die vor kurzem zum Produktionsaufgebot, wieder zu einer höheren Stufe der Gemeinschaftsarbeit, aufgerufen haben. So werde es weiter und weiter wachsen. „Dein Buch kann gar nicht aufhören“, schloß Nerlich. Sodann brannte er sich die kaltgewordene Zigarre wieder an, sie sorgfältig über der Flamme drehend, was bei ihm stets etwas von einem Ritus an sich hatte. Alle sahen ihm zu. Böge, der zu Nerlichs Worten hin und wieder genickt hatte, setzte dessen Gedankengang fort.

„Zu der Zeit, als du bei uns warst und deine Arbeit geschrieben hast,“ sagte er mit seiner tiefen Stimme, die ohne Anstrengung den ganzen Raum erfüllte, „da gab’s das Produktionsaufgebot noch nicht. Mein erster Gedanke war, dir zu raten, eine kleine Geschichte über das Produktionsaufgebot noch anzuhängen. Mir sind noch ein paar andere Stellen aufgefallen, bei denen ich erst dachte, die muß Kempe richtigstellen.“ Er überflog den Zettel vor sich. „Zum Beispiel läßt du Versammlungen während der Arbeitszeit stattfinden. Zur Zeit deines Buches hat es das gegeben, heute steht es im Widerspruch zum Gesetzbuch der Arbeit, und unterhalte dich einmal selbst mit Kollegen, die im Produktionsaufgebot kämpfen, wie die von selbst alle Versammlungen nach Arbeitsschluß verlegen wollen. Dann: irgendwo schreibst du von unbezahlten Sonderschichten; das hat es gegeben, neuerdings aber kämst du ebenfalls mit dem Gesetzbuch der Arbeit in Konflikt. Jetzt könntest du sagen, nebbich, da streiche ich, ehe es gedruckt wird, eben das Wort ‚unbezahlt‘ durch und die Sonderschichten auch, und schon stimmt’s. Und meine Versammlungen verlege ich eben nach der Arbeitszeit. Oder bei den sozialistischen Arbeitsgemeinschaften, da baue ich noch paar Meister und Arbeiter mehr dazu, weil im Vergleich zu früher heute weit mehr Arbeiter und Meister, die in sich die Fähigkeiten dazu entwickelt haben, an solchen Arbeitsgemeinschaften mitwirken. Alles so Dinge, die sich in der Zwischenzeit schnell verändert haben. Franz hat recht: das reift zusehends, im Sozialismus entwickeln sich die besseren Formen und Methoden der Arbeit rasch, und unsere Fähigkeiten und Einsichten und Eigenschaften und die Beziehungen untereinander werden von Tag zu Tag ausgeprägter.“

Während er sprach, erinnerte ich mich – gleichsam als Illustration zu seinen Worten – an einige Begegnungen, die ich heute vormittag im Betrieb hatte; mit Nerlich zum Beispiel, dem ich über die Schulter schaute, wie er sich neuerdings mit dem Imprägnieren der Nippel an den Bädern beschäftigte, um den Einlötprozeß zu beschleunigen. „Und wenn es nur kleine Dinge sind“, hatte er mir bereitwillig erklärt, „sie helfen uns, in der Summe gesehen, vorwärts.“ Aber ich hatte gemerkt, daß er mir nun keine Minute

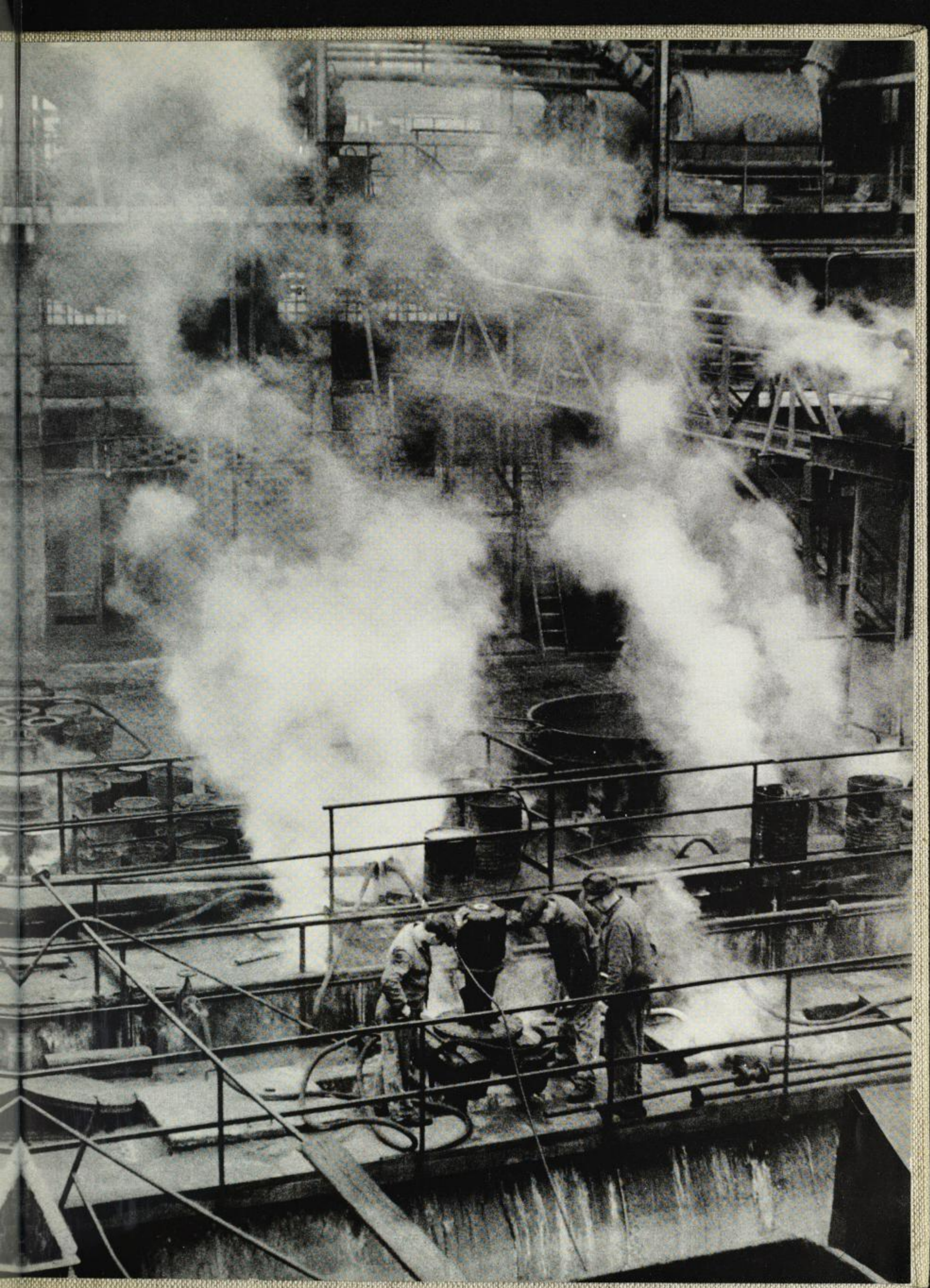
Zeit mehr schenken wollte. Von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz bin ich – nein, nicht ich bin dem Produktionsaufgebot nachgegangen, sondern es mir, auf Schritt und Tritt. Überall wurde gekämpft, oft nur um Splitter einer Minute, Bruchteile eines Pfennigs, aus eigenem Wollen heraus, um einen Funken mehr Ehrlichkeit, ein Grad mehr Gewissenhaftigkeit oder Verantwortungsfreude. Kleine Dinge, hatte Nerlich sie genannt, aber diese kleinen Dinge sind wie die Kiesel, die dem Beton erst die Härte geben. Und ob es weitergegangen war! Noch vor zwei Monaten hätte Schlosser Petrausch nie über seine Lippen gebracht, was er vormittags zu mir sagte. Petrausch war immer ein guter Arbeiter. Sobald es aber um seine Einsicht in die politischen Erfordernisse des Tages ging, da schlug er Haken. Bisher. Heute früh erklärte er mir eine Schutzvorrichtung in den Tropfkühlern, die er, Petrausch, erst kürzlich entwickelt hatte und die jährlich viele Arbeitsstunden einspart. Die Kappe aus der ölverschmierten Stirn geschoben, lachte er und sagte: „230 Arbeitsstunden Einsparung – Lebertran für unser Mächen, die Republik.“

Böges Meinung, die er jetzt formulierte, deckte sich mit den Überlegungen, die ich auch für mich angestellt hatte. Man durfte Erscheinungen und Erkenntnisse, die erst heute unter bestimmten Bedingungen herangereift waren, nicht schon auf eine frühere Zeit, in der noch andere Bedingungen in den Arbeitsbereichen und im Bewußtseinsstand geherrscht haben, übertragen wollen, wenn vieles damals auch schon im Keim vorhanden gewesen sein mochte. Das hieße, das Zeitmaß der Entwicklung überstürzt nehmen und das wahre Abbild einer Etappe verfälschen.

Doch etwas anderes durfte man tun, mußte man tun. Weiterschreiben. So wie Böge-Otto es schließlich riet: „Schreibe ein nächstes Buch und dann noch eins. Bleibe dran! Das Thema ändert sich nicht, nur großartiger wird es von Tag zu Tag. Das würde ich mir an deiner Stelle nicht entgehen lassen. Und im übrigen – mit deinem Schlußsatz hast du dir selbst die Verpflichtung dazu auferlegt.“

Mein Gefühl war richtig gewesen: hier wurde nach Soll und Ist gerechnet.

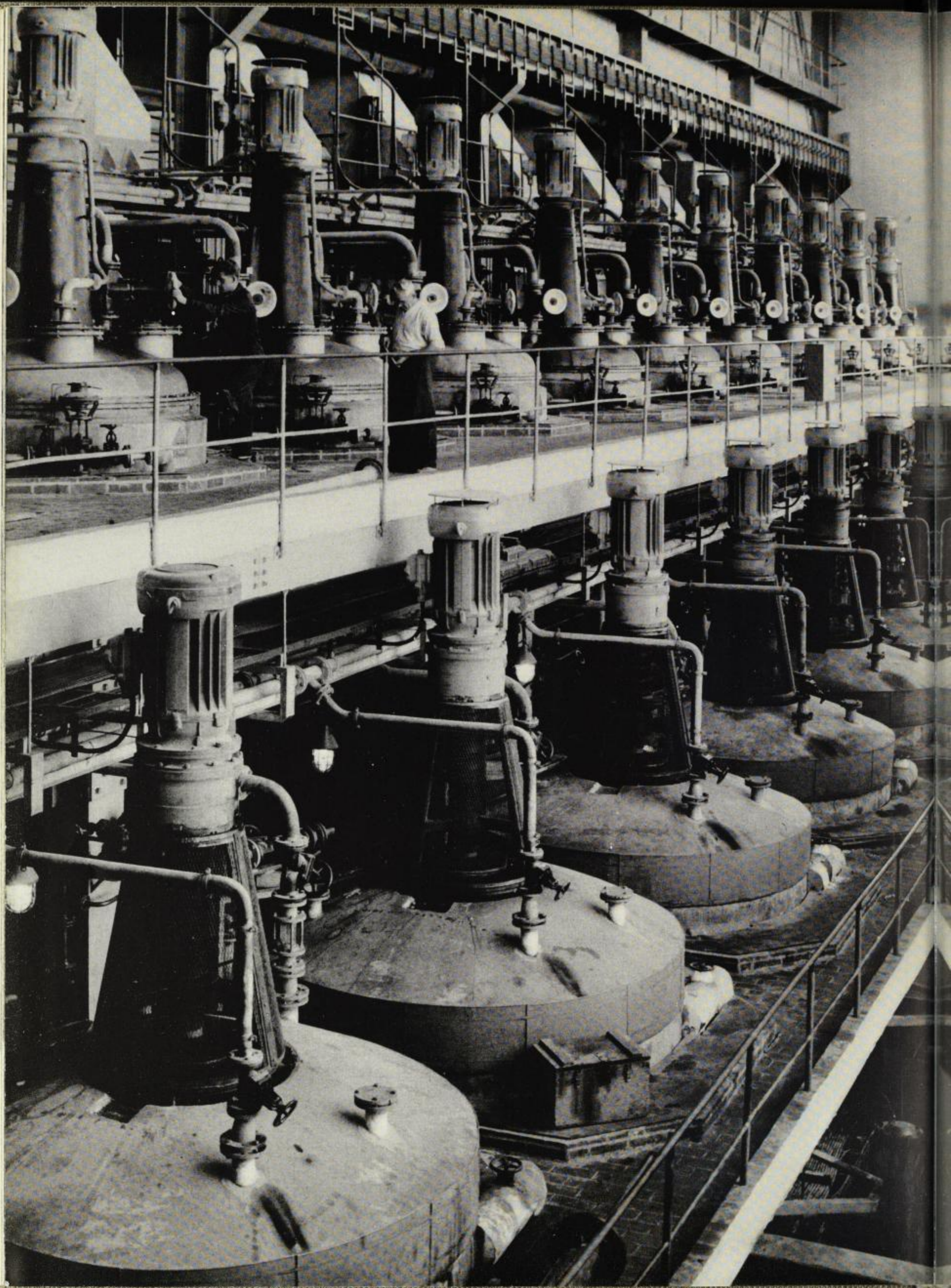
Ich werde keinen Schluß suchen.

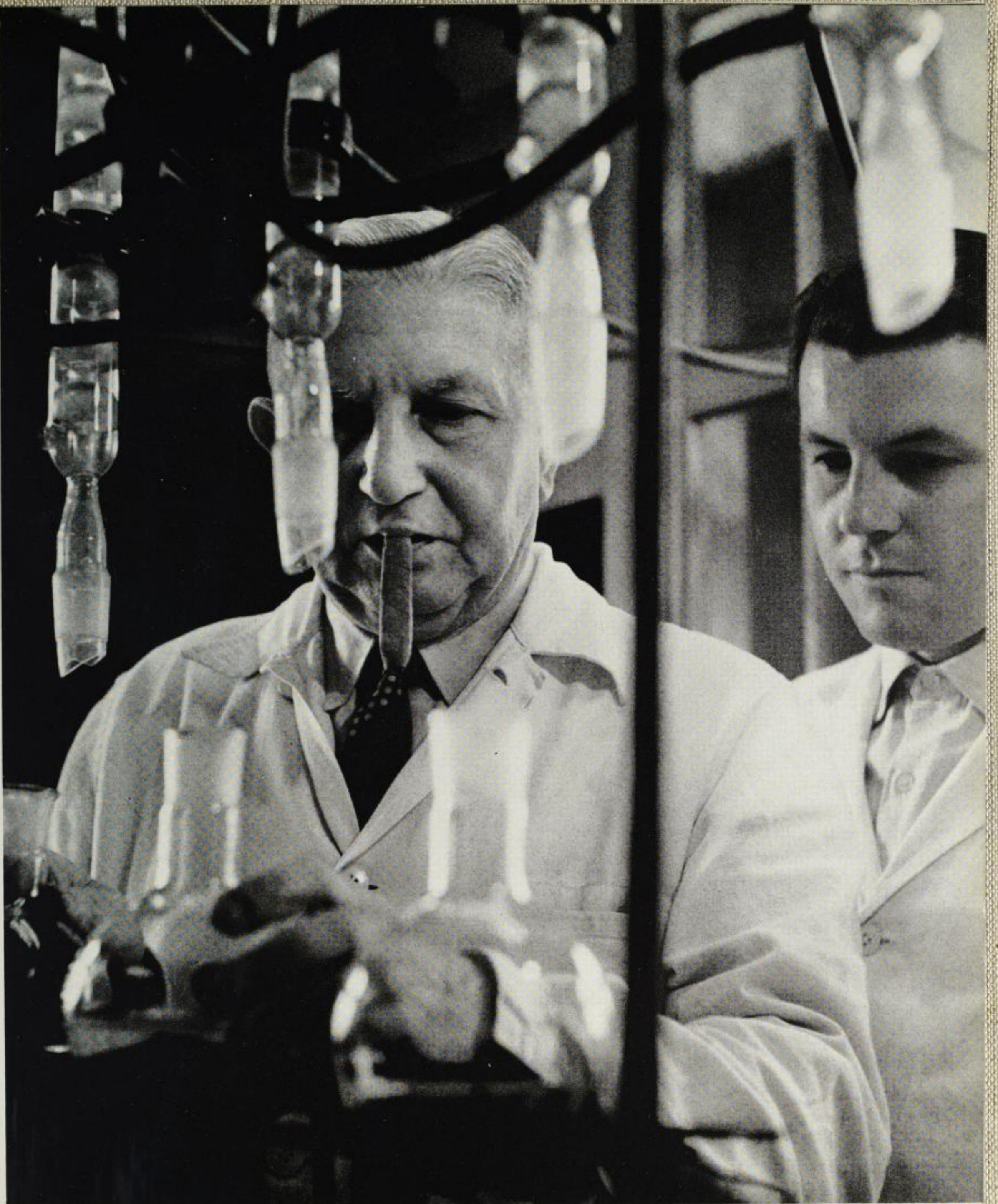


Werkslandschaft. Am Stickstoffwerk





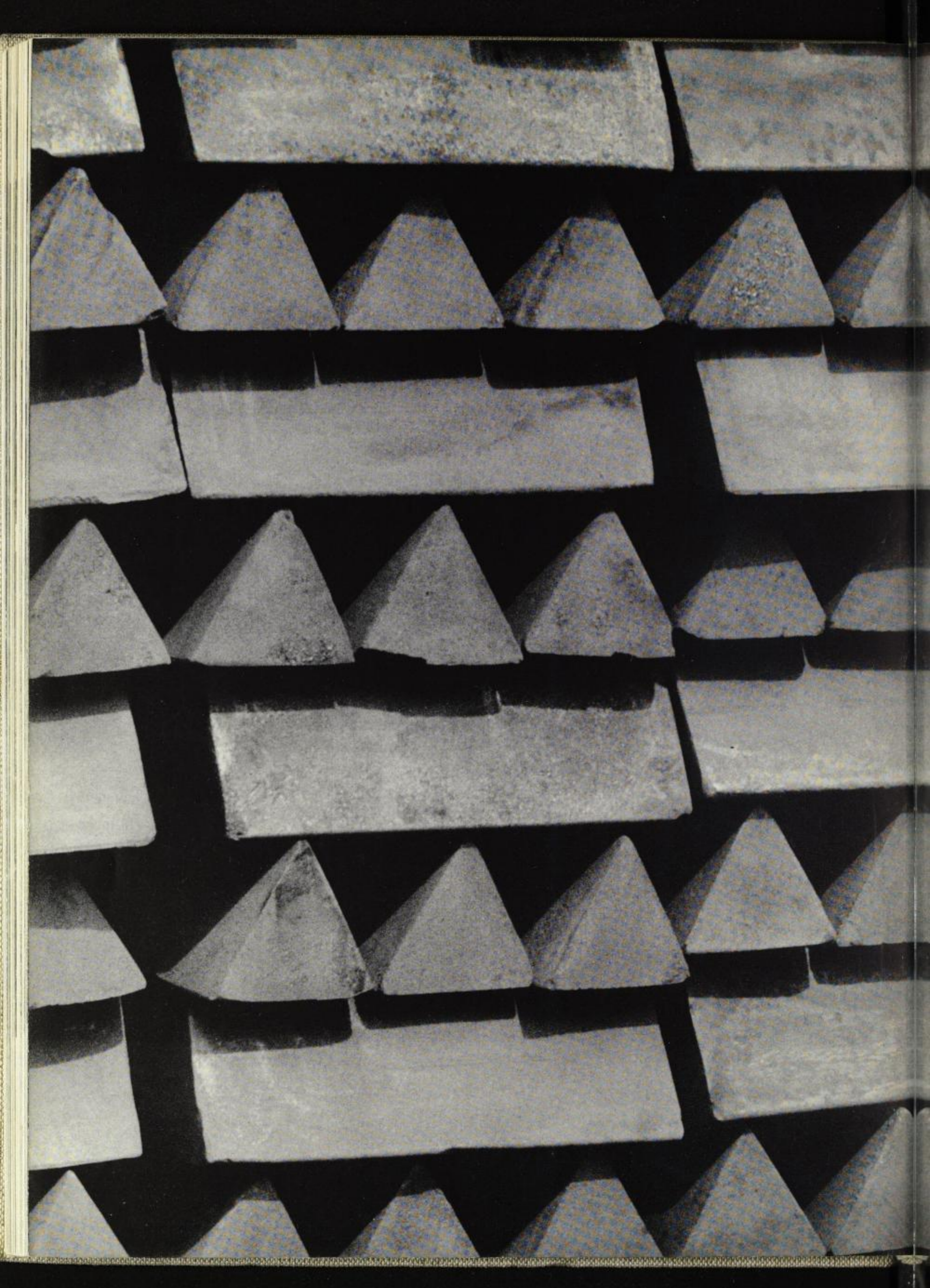


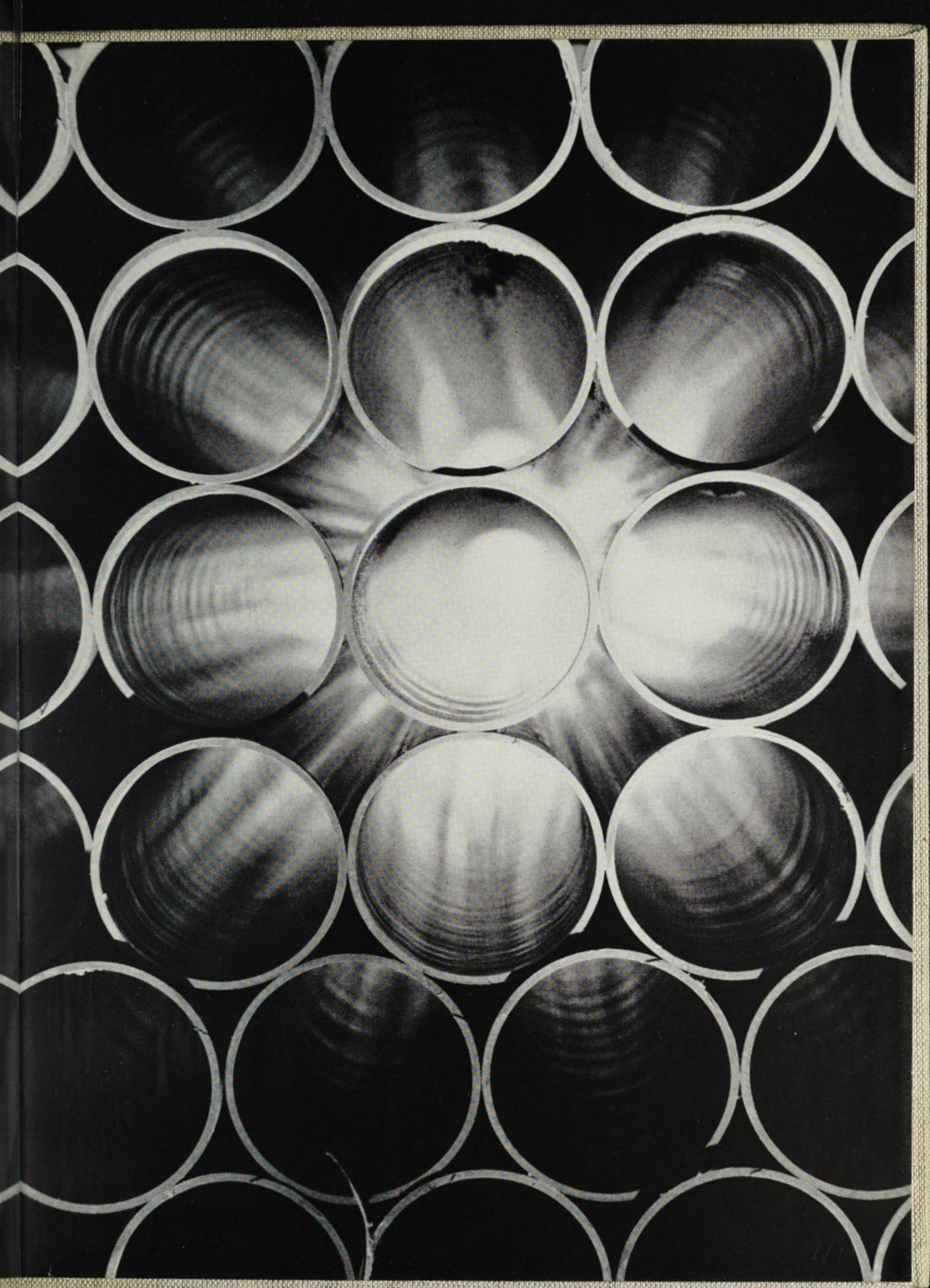


Im analytischen Labor. Bereitwillig übermitteln die älteren Wissenschaftler den jüngeren ihre reichen Erfahrungen

Umstehend: Graphitelektroden und Rohre aus PVC

169





Schichtwechsel. - Sozialistische Arbeitsgemeinschaft von
Ingenieur und Chemiker, Meister und Arbeiter





FN 173



174

Textautor Dr. Lothar Kempe, Fotograf Richard Peter jun. und der Verlag danken allen Angehörigen des Elektrochemischen Kombinats Bitterfeld für ihre Unterstützung beim Entstehen dieses Buches

SACHSENVERLAG DRESDEN 1962

Lizenznummer 429-345/1/62 · Alle Rechte vorbehalten · Archivnummer 3102 · Printed in the German Democratic Republic
Verantwortlicher Lektor: Ulrich Pohle · Schutzumschlag und Einband: Gert Wunderlich · Typografie: Wolfgang Keller
Gesamtherstellung: Druckerei Fortschritt Erfurt · Kunstdruckpapier: VEB Papierfabrik Dreiwerden

25 Feb 1981

X

Bitte hier einstempeln!

Hinweise 174 S., 1 Bl.

Flicke S. 59, 91, 164

Ru. 26.10.87

Signatur	36. 4° 1670	Stok	Mes
----------	-------------	------	-----

RS

Bub

AK

Sei 70

Titelaufn.

AKB

we -

FK

1. Samml. Ind.-wiese Wü

Bio K

B :

SWK

Elstrockensirker
Kombinat Biberfeld x

Sonderstandort

Signum

Ausleiher-
vermerk

III/9/280 Jd-G 80/61

36. 4° 1670

SLUB Dresden



2 0073728

